



LIBRARIES

UNIVERSITY OF WISCONSIN-MADISON

Aufwärts. Jahrgang 13, Nr. 9 September 15, 1960

Köln: Bund-Verlag, September 15, 1960

<https://digital.library.wisc.edu/1711.dl/EH6BSWZPF2L2B8L>

This material may be protected by copyright law (e.g., Title 17, US Code).

For information on re-use see:

<http://digital.library.wisc.edu/1711.dl/Copyright>

The libraries provide public access to a wide range of material, including online exhibits, digitized collections, archival finding aids, our catalog, online articles, and a growing range of materials in many media.

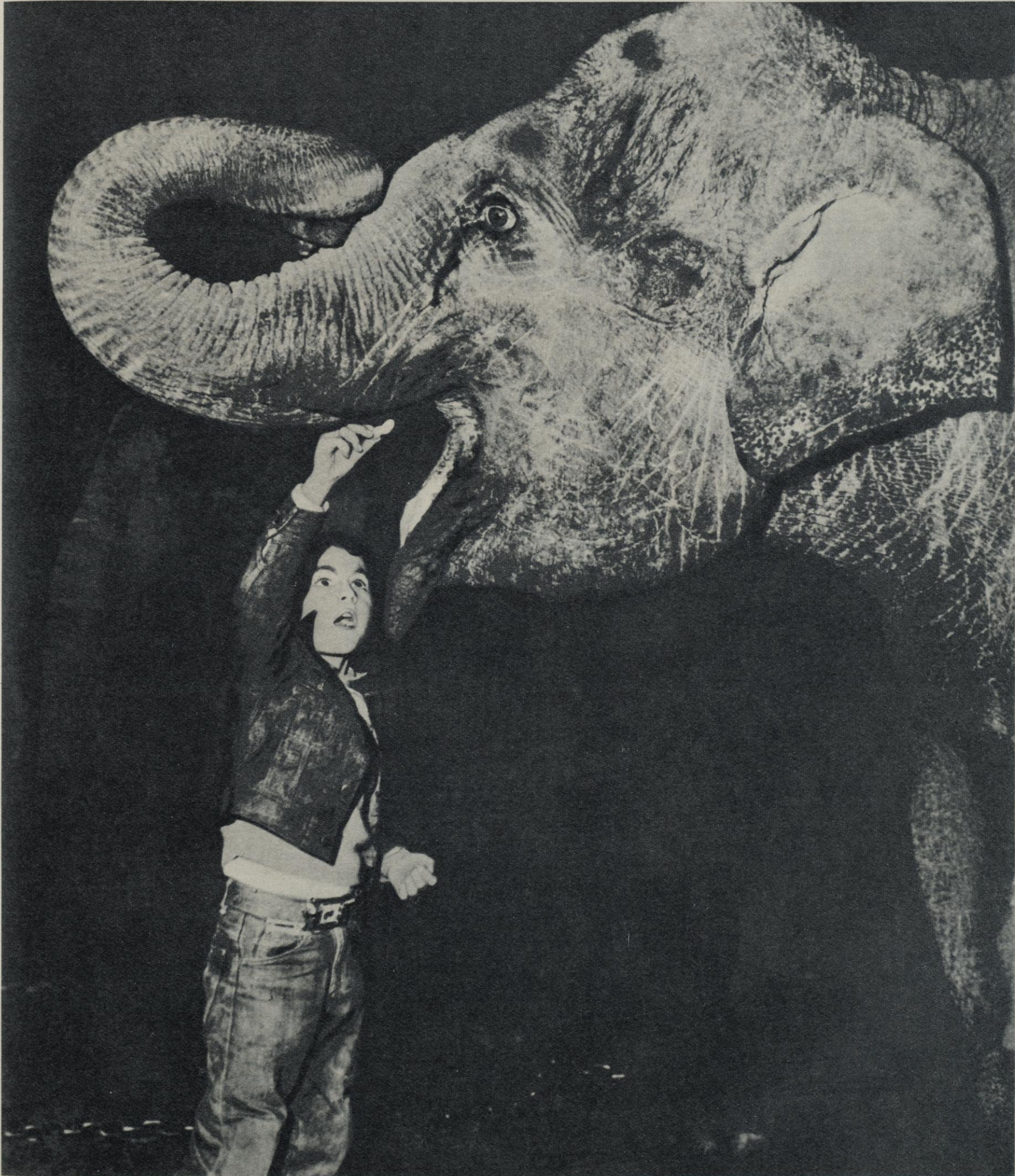
When possible, we provide rights information in catalog records, finding aids, and other metadata that accompanies collections or items. However, it is always the user's obligation to evaluate copyright and rights issues in light of their own use.

aufwärts

9

Köln, 15. September 1960 · 13. Jahrgang · Preis 30 Pfennig · G 1394 E

Foto: Lindros



Verkürzung der Lehrzeit notwendig

Die auf einer Pressekonferenz des Deutschen Industrie- und Handelstages in Bonn bekanntgegebenen Pläne, eine Verlängerung der Lehrzeiten für die Berufe in Industrie und Handel zu beantragen, werden vom Deutschen Gewerkschaftsbund auf das entschiedenste abgelehnt. Das gerade verabschiedete, aber noch nicht in Kraft getretene neue Jugendarbeitsschutzgesetz wird für die Jugendlichen und damit auch für die Lehrlinge eine gewisse Verkürzung der Arbeitszeit bringen, wie sie für die erwachsenen Arbeitnehmer zu einem großen Teil auf dem Tarifwege längst verwirklicht ist. Ohne die Erfahrungen in der Praxis abzuwarten, behaupten die Industrie- und Handelskammern bereits heute, daß mit der Arbeitszeitverkürzung eine erfolgreiche Lehrlingsausbildung in Frage gestellt würde.

Nach Auffassung des DGB kann einer solchen Gefahr, wenn sie überhaupt besteht, nur durch eine Verbesserung und Intensivierung der Ausbildung und nicht durch Verlängerung der Lehrzeit begegnet werden. Dieser Standpunkt wird auch von den maßgebenden Institutionen und Persönlichkeiten der Berufsausbildung vertreten. Nicht zuletzt bringen die praktischen Erfahrungen in den gut geleiteten Arbeitsbetrieben dafür den erforderlichen Beweis.

Diese Erfahrungen lassen es sogar möglich erscheinen, in einer Reihe von Berufen zu einer Verkürzung der Lehrzeiten zu kommen, ohne daß das Ausbildungsziel in Frage gestellt wird. Der DGB wird daher in Verhandlungen mit dem Bundeswirtschaftsministerium und Bundesrat sowie den Organisationen der Wirtschaft gegen geplante Verlängerungen der Lehrzeiten, deren Berechtigung er nicht anerkennen kann, Stellung nehmen. Statt dessen wird er vorschlagen, zu prüfen, in welchen Berufen und Wirtschaftszweigen künftig eine Verkürzung der Lehrzeit bei entsprechender besserer Ausbildung verwirklicht werden kann.

24 Tage Jugendurlaub bereits 1960

Alle jugendlichen Arbeitnehmer, die am 1. Januar 1960 noch keine 18 Jahre alt waren, haben nach dem neuen Jugendarbeitsschutzgesetz ab 1. Oktober bereits für das laufende Kalenderjahr Anspruch auf 24 Tage Urlaub, sofern sie mehr als drei Monate bei ihrem Arbeitgeber beschäftigt waren. Bereits erhaltener Urlaub ist anzurechnen.

Diese Auffassung vertritt der Deutsche Gewerkschaftsbund in Übereinstimmung mit dem maßgeblichen Arbeitsrecht. Auch im alten Jugendarbeitsschutzgesetz von 1938 wurden die Urlaubsbestimmungen sofort in Kraft gesetzt.

Um den Jugendlichen möglichst einen zusammenhängenden Urlaub zu gewähren und dadurch einen größeren Erholungserfolg zu erreichen, hat der Deutsche Gewerkschaftsbund den Betriebsräten empfohlen, bei den Unternehmensleitungen dafür einzutreten, daß bereits in den Sommerferien der Berufsschulen der gesamte Urlaub gewährt wird.

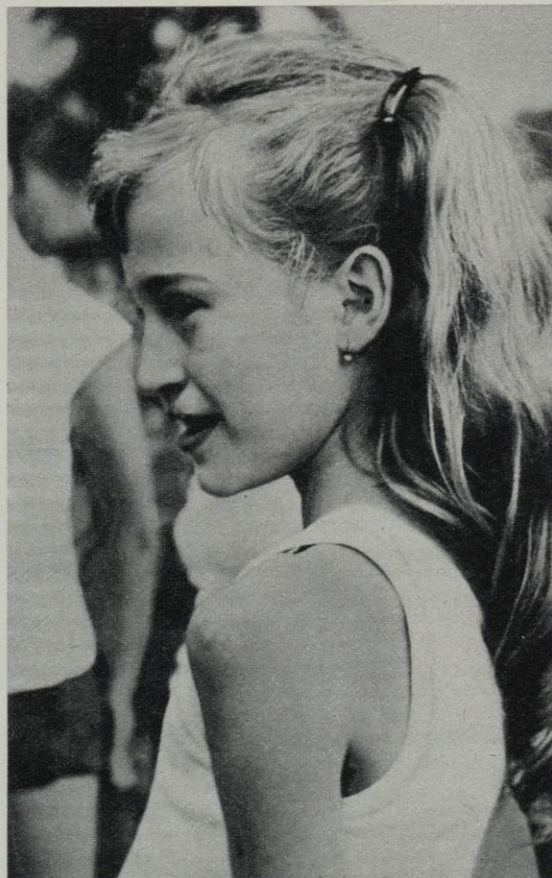
Der DGB erwartet eine zustimmende Haltung der Arbeitgeber, zumal die Bundesvereinigung der Deutschen Arbeitgeberverbände während der Vorarbeiten zum Jugendarbeitsschutzgesetz sich wiederholt für einen 24tägigen Jahresurlaub der Jugendlichen ausgesprochen hat.

„Aufwärts“, illustrierte Zeitung des Deutschen Gewerkschaftsbundes für junge Menschen. Erscheint im Bundes-Verlag GmbH., Köln-Deutz, Schließfach 6. Verlagsleiter: Wilhelm Biedorf. Verantwortlich für Inhalt und Gestaltung: Hans Dohrenbusch. Tel. 83881. „Aufwärts“ erscheint monatlich einmal. Bestellung durch die Post. Bezugspreis durch die Post vierteljährlich 1,15 DM einschließlich Zustellgebühr. Unverlangt eingesandten Manuskripten muß Rückporto beigefügt werden. Kupfertiefdruck: M. DuMont Schauberg, Köln.



DGB-Spende für Anne-Frank-Gesellschaft

Eine Spende von 10 000 DM hat der Deutsche Gewerkschaftsbund der Anne-Frank-Gesellschaft zur Verfügung gestellt. Die Gesellschaft will jungen Deutschen Reisen nach Israel und umgekehrt jungen Israelis den Besuch der Bundesrepublik ermöglichen. Diese Kontakte sollen zur Verständigung der jungen Menschen beider Völker beitragen.



DGB spendet 10 000 DM für Berliner Kinder

Zur Förderung der Ferienaktion für Berliner Kinder hat der Bundesvorstand des Deutschen Gewerkschaftsbundes der Arbeiterwohlfahrt Berlin den Betrag von 10 000 DM überwiesen.

Schon in den vergangenen Jahren hatte der DGB größere Beträge zur Verfügung gestellt, um Berliner Kindern einen Ferienaufenthalt zu ermöglichen.

Denkschrift

Es hat so viele Erklärungen über die Denkschrift des Führungsstabes der Bundeswehr gegeben, daß der einfache Bundesbürger nicht mehr recht weiß, ob die Leitung der Bundeswehr dem Verteidigungsminister oder dieser der Bundeswehr helfen wollte. Daß der Ostblock diese Erklärung aufgreifen würde als neuen Beweis für eine angebliche Kriegshetze der Bundesrepublik, war zu erwarten. Die Frage ist, ob man ihm aufs neue Wasser auf die Mühlen gießen mußte. Viel ernster zu nehmen ist ein Artikel des gewiß nicht kommunistischer Sympathien verdächtigen „Algemeen Handelsblad, Amsterdam“. In dem Artikel heißt es zur Denkschrift: „Wenn dies in Bonn Demokratie heißt, dann muß man um die Zukunft der Bundesrepublik besorgt sein... Das Dokument der Bundeswehr sieht in den kommunistischen Ländern ‚potentielle Feinde, die nur die Macht respektieren‘. Die slawischen Völker aber haben eine solche Angst vor einer selbständigen deutschen Armee, daß gerade diese Angst den Respekt überwindet in der Überzeugung, daß die Gefahr gebannt werden muß...“

Schon aus psychologischen Gründen darf die Bundeswehr deshalb weder ein politisches noch selbständiges Instrument sein. Vom Tage, da sie eigenmächtig über Kernwaffen verfügt, ist der dritte Weltkrieg nicht mehr zu vermeiden.“ Bestürzung über diese Denkschrift war auch in vielen anderen Ländern der freien Welt vorhanden.

Zwar sind in der Denkschrift nicht direkt atomare Sprengköpfe für die Bundeswehr gefordert, und der Verteidigungsminister hat sie vor kurzem noch abgelehnt, aber man geht gewiß nicht fehl, daß gerade diese Ausrüstung das Ziel ist. Wenn nicht, so hätte hier eine eindeutige Erklärung der Leitung der Bundeswehr Klarheit schaffen können. Was mit der Steigerung der Worte „moderne Waffen“ in „modernste Waffen“ gemeint ist, wird wohl absichtlich in Unklarheit gelassen. Heißt es Polaris-Raketen, so stehen wir vor einer Entwicklung, die man nur noch als grauenhaft bezeichnen kann. Denn die Folge einer westdeutschen Ausrüstung mit diesen Waffen würde wohl augenblicklich dieselbe Bewaffnung der Ostzone sein. Der atomaren Anarchie würde dann Tür und Tor geöffnet, denn mit dem gleichen Recht könnten andere Staaten sie für sich fordern. Bei dem augenblicklichen politischen Zustand unserer Erde würde ihr Bestand dann von den Launen gewisser Diktatoren und politischer Dilletanten und damit verbundenen politischen Fehlentscheidungen abhängen.

Auf eine solche Alternative bremsend zu wirken, wäre eine Aufgabe der Politiker in der Bundesrepublik. Und nicht nur, weil Gesamtdeutschland das erste Land sein würde, das von seinen eigenen und den Atomwaffen der anderen in eine Atomwüste verwandelt würde, sondern auch, weil die politische Moral auf Grund unserer so unmenschlich ramponierten Vergangenheit ihr diese Aufgabe eigentlich zuweist. Aber nun wird gerade durch diese Denkschrift der Eindruck erweckt, als wollten Deutsche noch einmal der Schrecken der Welt werden, als wollten sie in einem dritten Anlauf die Macht erobern, die ihnen durch zwei Weltkriege zum Glück gründlich verwehrt wurde.

Mehr denn je drängt sich für die Bundesbürger die Verpflichtung auf, den Führungsstab der Bundeswehr in seine Schranken zu weisen und auch den Herrn Verteidigungsminister, der ja nicht zum ersten Male den Elefanten im Porzellanladen spielte, wie es der Artikel in der holländischen Zeitung beweist.

Hans Dohrenbusch

Willi Richter nach Nigeria

Der Vorsitzende des Deutschen Gewerkschaftsbundes, Willi Richter, wird am 1. Oktober an der Unabhängigkeitsfeier des afrikanischen Staates Nigeria als offizieller Vertreter der deutschen Gewerkschaften teilnehmen. Er wird begleitet von dem Leiter der DGB-Bundesschule Oberursel, Tulatz, der im Auftrag des Internationalen Bundes Freier Gewerkschaften (IBFG) in Nigeria die gewerkschaftliche Bildungsarbeit mitaufgebaut hat. Außer in der Hauptstadt Lagos wird Willi Richter auch in anderen Teilen Nigerias mit Gewerkschaftern des jungen Staates sprechen. Als Geschenk des DGB für die nigerischen Gewerkschaften wird Richter mehrere VW-Transporter, Büroeinrichtungen und eine Lautsprecheranlage überreichen.

Junge Menschen schlagen Brücken

Fotos: Uthoff

Seit 1952 Verbindung zwischen der Ruhr und der Auvergne
Besuche in Freundschaft dienen der Verständigung

Es fing an im Jahre 1952 mit einer Frankreichreise auf Fahrrädern, die Mitglieder der Bochumer Gewerkschaftsjugend unternahmen. Sie kamen dabei auch nach Clermont-Ferrand, und weil dort drüben gerade Ferienzeit war, verschaffte ihnen der Bürgermeister für einige Tage eine passable Unterkunft in einer alten Schule. Das war der erste Kontakt. Der Wechsel von Briefen sorgte dafür, daß er nicht verlorenging.

Dann fuhr 1954 eine 35köpfige jugendliche Gruppe aus den Kreisen der IG Metall in die Hauptstadt der Auvergne, und seitdem haben die Besuche von und nach beiden Seiten mit Ausnahme des für Frankreich politisch so sehr bewegten Jahres 1958 (als de Gaulle zur Regierung kam) keine Unterbrechung erfahren. Besuche, die jungen Menschen beider Nationen eine Bereicherung ihres Wissens, aber auch jene menschlichen Verbindungen brachten, die gerade zwischen Frankreich und Deutschland so wünschenswert sind.

Bei dieser Kontaktnahme haben Angehörige älterer Generationen von beiden Seiten bei den Vorbereitungen und bei der Finanzierung dankenswerte Hilfestellung geleistet. Und als 40 junge Franzosen am Werkwohnheim des Bochumer Vereins den Autobus zur Rückfahrt in ihre Heimat westlich des Rhonets bestiegen, war es für manche schwer, von den neu erworbenen Freunden und deren Familien schon wieder Abschied zu nehmen.

Die jungen Gäste waren entzückt von der Gastfreundschaft, dem Geschehenen und Erlebten. Tatsächlich haben die jungen Menschen auf beiden Seiten des Rheins viel zu sehen bekommen. Die Deutschen (sie weilten in der Zeit vom 23. Juli bis 7. August in Clermont-Ferrand) ihnen fremde Industrie, uralte Schmieden, prachtvolle Landschaften, die Kultur eines anderen Landes, die sportliche Begegnung mit jungen Franzosen und vieles mehr – die französischen Gäste das Ruhrgebiet mit den schönen Gegenden an seiner Peripherie, imponierende schwerindustrielle Anlagen, das Bergbaumuseum, aber auch Jugendheime, den Kölner Dom, den Duisburger Hafen und die Westfalenhalle, um nur einiges zu nennen.

Die Partner dieses auf so fast selbstverständliche Weise zustande gekommenen wechselseitigen Besuches sind glücklich über dessen Ergebnisse. „Ich hatte Sorgen, meine Schächchen abends zusammenzubekommen, denn immer wieder wurden sie von deutschen Jungen in ihre Familien eingeladen“, sagte der Leiter der französischen Jugendgruppe, René Venon, „aber ich glaube, wir haben mit diesem Jugendaustausch die richtige Linie gefunden, um zum gegenseitigen Verständnis



zwischen unseren beiden Völkern beizutragen.“ Wir werden dafür Sorge tragen, daß aus Hunderten, die auf diese Weise an einem Brückenschlag zwischen den großen benachbarten Nationen schon beteiligt waren, noch viel mehr werden. Die Begegnungen sind alljährlich nicht von sehr langer Dauer. Sie währen in der Regel nur 14 Tage. Aber von diesen 14 Tagen zehren die Teilnehmer lange Zeit, und sie tragen, was sie dabei fühlen und lernen, weiter. Das ist eine gute Sache. Und daß es den deutschen Jungen so großartig in Frankreich geschmeckt hat, ist trotzdem gut (trotzdem, weil – im Vertrauen gesagt – den Franzosen die deutsche Küche nicht so recht paßt). Auch das ist zu begreifen. Und sie erklären es sich gegenseitig aus der Verschiedenartigkeit des Landes und seiner Agrikultur. Auch das gehört zum Verständnis, dafür schmeckte den französischen Gästen das deutsche Bier um so besser. Alle denken voll Dankbarkeit und in Freundschaft an die anderen: Das ist das allerbeste und ein Ziel, dem sich immer mehr Menschen auf beiden Seiten verschreiben sollten.

Walter Freisewinkel

Nanu! Gegner der Verständigung?

Berufsausbildungs- gesetz

Der Deutsche Gewerkschaftsbund bedauert außerordentlich die neuerdings von der CDU erhobenen Bedenken gegen eine Neuregelung der gesetzlichen Grundlagen der Berufsausbildung durch ein bundeseinheitliches Berufsausbildungsgesetz. Entgegen der in CDU-Kreisen vertretenen Auffassung stellt der DGB fest, daß genügend sachliche Gründe für eine baldige Behandlung dieses Problems im Bundestag bestehen, denn die Berufsausbildung in der Bundesrepublik ist in vielen Fällen problematisch geworden.

Die immer wieder bekannt werdenden schlechten Ausbildungsergebnisse sprechen für sich. Viele Betriebe sind heute personell und arbeitsmäßig gar nicht mehr in der Lage, eine gute Berufsausbildung zu vermitteln, aber sie dürfen immer noch ausbilden. Durch die Unzulänglichkeit der geltenden Gesetze und durch die Vielzahl der gesetzlichen Vorschriften auf dem Gebiet der Berufsausbildung ist außerdem einem Neben- und Gegeneinanderarbeiten Tür und Tor geöffnet und die Übersicht außerordentlich erschwert.

Angesichts der Bedeutung der Berufsausbildung sowohl für den einzelnen Menschen als auch für die gesamte Volkswirtschaft hält der DGB diesen Zustand für untragbar. Aus diesem Grunde hat er die Forderung nach dem einheitlichen Berufsausbildungsgesetz erhoben, wie es sich auch in unseren Nachbarländern, beispielsweise in der Schweiz, bereits bewährt hat. Auch das Berliner Berufsausbildungsgesetz hat bisher gute Auswirkungen gezeigt.

Der DGB fordert die Einbeziehung aller Berufsausbildungsverhältnisse in ein bundeseinheitliches Berufsausbildungsgesetz einschließlich der Betreuung der ungelerten Jugendlichen. Seine Vorschläge umfassen Vorschriften über die persönliche Eignung der Ausbilder, über die Eignung des Ausbildungsbetriebes, Bestimmungen über die Anerkennung und Aberkennung der Ausbildungsbefugnis, über die Überwachung der Berufsausbildung und über das Prüfungswesen. Zur Gewährleistung einer „echten Selbstverwaltung“ sollen Berufsausbildungsausschüsse gebildet werden, in denen Arbeitnehmer und Arbeitgeber paritätisch vertreten sind. Bei der sogenannten Selbstverwaltung der Wirtschaft gibt es keine gesetzlich gesicherte Mitarbeit und Mitbestimmung der Arbeitnehmer, die einen entscheidenden Teil der Wirtschaft bilden. Die Arbeitnehmerschaft kann jedoch bei der für sie so wichtigen Frage der Berufsausbildung nicht von der Mitbestimmung und Mitverantwortung ausgeschlossen bleiben.

Der DGB erwartet, nicht zuletzt im Interesse der von ihm vertretenen Jugendlichen, daß der Bundestag noch in dieser Legislaturperiode trotz seiner Beanspruchung Zeit findet, die längst notwendige gesetzliche Neuregelung der Berufsausbildung vorzunehmen, da es sich hierbei zweifellos um eine der wichtigsten Aufgaben unseres Zeitalters handelt.





Gewerkschafts- jugend nach Israel

Der DGB-Vorstand hat auf Einladung des israelischen Gewerkschaftsbundes Histadruth die Entsendung einer Delegation der deutschen Gewerkschaftsjugend nach Israel beschlossen. Es handelt sich um die erste gewerkschaftliche Jugenddelegation, die von der Bundesrepublik nach Israel fahren wird.

Die vorgesehenen 15 Mitglieder werden sich vier Wochen in Israel aufhalten, um die dortigen gewerkschaftlichen und staatlichen Einrichtungen kennenzulernen. Während ihres Aufenthaltes werden sie auch eine gewisse Zeit in einem Kibbuz an Aufbauarbeiten mitwirken.

Fotos: ILFAG/Europa



Glück und Stolz spricht aus den Gesichtern dieser jungen Israelis. Jeder kommt aus einem anderen Land, jeder ist aus einem anderen Zeitdrama hierhergekommen. Aber sie haben die Vergangenheit abgeschüttelt.



Lachende Gesichter sieht man bei der Jugend Israels, die optimistisch in die Zukunft schaut.

Die Kinder in Israel sind fast ausschließlich blond. Eine unerklärliche Erscheinung. Die schwere Vergangenheit ihrer Eltern ist von ihnen abgeglitten. Die erste Generation dieses jungen Staates atmet die Luft der Freiheit, die ihren Ahnen 2000 Jahre versagt war.



Sergeant Illa. Israel ist kein militaristisches Land – auch wenn es notgedrungen eine starke Armee unterhält, um sich gegen Grenzverletzungen zu schützen.



Giacomo Matteotti

In Italien begann die faschistische Seuche vor 40 Jahren. Sie fraß sich fort nach Deutschland, Österreich, Spanien, Argentinien. Als 1922 Mussolini nach seinem Marsch auf Rom vom italienischen König als Regierungschef ernannt worden war, wurde damit die totale Macht des Schwarzhemdenführers eigentlich schon besiegelt.

Entsetzen und Empörung entstanden Mitte des Jahres 1924 in allen Ländern bei der Nachricht, daß der italienische Rechtsgelehrte und sozialistische Kammerabgeordnete Giacomo Matteotti in Rom von Faschisten verschleppt und ermordet worden sei. Dies geschah, nachdem er im Parlament eine aufsehenerregende Rede gegen Korruption und verwerfliche Wahlmethoden gehalten hatte, eine Rede, die den Faschismus von der Warte des Rechts aus vernichtend traf. Matteotti war schon im ersten Weltkrieg durch mutige pazifistische Stellungnahme hervorgetreten, was er mit Gefängnishaft büßen mußte. Seit 1919 war er sozialistischer Abgeordneter.

Giacomo Matteotti wurde am 22. Mai 1885 in Fratta Polesine (Provinz Rovigo) geboren. Nach einer vorzüglichen Erziehung und juristischem Studium wurde er als Privatdozent des Strafrechts an der ältesten Universität Europas, in Bologna, berühmt für das juristische Fach. Nach der Ermordung Matteottis schien es, als habe der Faschismus sich selbst den Todesstoß gegeben. Doch es schien nur so. Es gab wohl eine Krise in den Reihen der Schwarzhemden. Bald aber ging man wieder zu brutalen Methoden über. Jeder Hinweis auf den Mord an Matteotti wurde unterdrückt. Als die Witwe des Ermordeten Trauerkleidung angelegt hatte, wurde ihr dies von Mussolini verboten. Und als sechs Freunde Matteottis sich

zu einer Totenehrung vereinigten, einer solchen allerdings, die wie ein erregendes Mene-tel gewirkt haben mag, indem sie einen Sarg durch die Straßen Roms trugen, traf die sechs Getreuen der Bann des Diktators. Unter diesen Gesinnungsfreunden Matteottis befand sich einer, ein Sohn armer Eltern, den einst Matteotti auf seine Kosten hatte erziehen und studieren lassen, und der dann ein berühmter Arzt geworden war – so erzählt Stefan Zweig in seinem Buch „Die Welt von gestern“. Nun wurde dieser Arzt boykottiert und bedroht, so daß er ins Exil gehen mußte. Doch das Schicksal der Familie Matteottis ließ ihm keine Ruhe. In dankbarer Erinnerung an seinen Wohltäter kam er zurück und versuchte, die Kinder Matteottis ins Ausland zu bringen, wurde aber dabei gefaßt. Man schob ihm – nach berühmten Mustern – dann noch die Absicht unter, ein Attentat auf Mussolini geplant zu haben, und verurteilte ihn zu zehn Jahren schweren Kerkers. Die Frau dieses Arztes wandte sich an Stefan Zweig, da sie wußte, daß Zweig als Schriftsteller von Mussolini geschätzt wurde. Stefan Zweig hatte mit einem persönlichen Bittgesuch Erfolg, nicht zuletzt sicherlich wegen des internationalen Einflusses dieses berühmten Autors. Die Strafe des Arztes wurde verkürzt und schließlich ganz aufgehoben.

Im Jahre 1947 kam es in Italien zu einer Verurteilung der Schuldigen am Morde Giacomo Matteottis. Zu spät, wie sooft, wenn Gewissen und Moral der Verantwortlichen einer Nation nicht so gestellt sind, daß Recht und Menschenleben anzutasten, als das Verwerflichste eines jeden gilt. Jetzt wäre Giacomo Matteotti 75 Jahre alt geworden.

Franz Gruber

Der schlaue Genuese

Die Bewohner von Elba sind einfache Leute. Zwar bringt neuerdings der Fremdenverkehr Geld auf ihre Insel, aber dieses Geld fließt nur zum allergeringsten Teil in ihre Taschen. Den Rahm schöpfen die Hotelbesitzer ab. Die Hotelbesitzer sind kluge Männer vom Festland, die sich rechtzeitig auf diese neueste europäische Völkerwanderung eingerichtet haben.

Am Leben der Elbaner hat sich nichts geändert. Wie seit eh und je kochen die Frauen den Mais und hüten die Kinder. Die Männer bestellen die Felder, fahren zum Fischfang auf das Meer hinaus oder arbeiten in den Erzgruben von Rio Marina. Sie tragen hölzerne Sandalen, zerbeulte Hosen und Hemden, die schon so oft ausgebessert wurden, daß der Grundstoff kaum mehr unter den zahllosen Flecken zu erkennen ist.

Einer aber ist da, der trägt eine elegante Gabardinehose mit einer messerscharfen Bügelfalte, der trägt zwiegenähte Sandalen aus Kalbsleder, und an seinem Handgelenk funkelt eine wasserdichte, stoßgesicherte und antimagnetische Armbanduhr. Er gehört zwar nicht zu den Hotelbesitzern, ist aber – wie diese – ebenfalls kein Elbaner. Er stammt aus Genua. Im Winter fährt er dort ein Taxi. Es gehört ihm, und demnächst wird er sich sogar ein zweites zulegen können. Während der Sommermonate wird sein gewinnbringender Lancia von einem festangestellten Chauffeur gesteuert. Der Besitzer des Autos ist dann auf Elba und führt hier die Fremden.

Er führt sie in die Erzstollen von Rio Marina, wo er ihnen beredt die Gefahren schildert, denen die Männer ausgesetzt sind, die halbnackt in der heißen, staubigen Luft des Bergwerks schuften. Er fährt die reichen Engländer und Amerikaner mit dem Motorboot zu den Sardellenfischern auf das Meer hinaus und rechnet ihnen den Hungerlohn vor, für den diese Fischer Nacht für Nacht ihre riesigen Netze auslegen. Oben in den Bergen deutet er auf die winzigen Felder und seine Stimme wird brüchig von Mitleid, wenn er vom Sisyphus der armen Bauern spricht, die sich hier mühen, noch aus der letzten Erdkrume kargen Ertrag zu ziehen. Der Genuese zeigt den Fremden die Eingeborenen bei der Arbeit. Das ist alles, was er tut. Das ist das ganze Geheimnis seines Erfolges. Deshalb trägt er zwiegenähte Ledersandalen, eine elegante Gabardinehose und am Handgelenk eine teure Schweizer Armbanduhr. Er zeigt anderen wie andere arbeiten und lebt davon höchst angenehm.

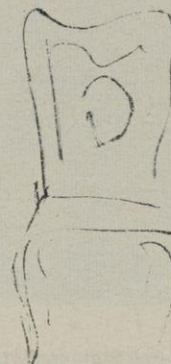
Die Männer von Elba sind wahrscheinlich zu einfältig, um ihrerseits im Sommer nach Genua oder nach Rom zu fahren und dort ausländische Touristen für ein entsprechendes Entgelt durch die Fabriken und Büros zu führen. Allerdings würde sich in Genua oder in Rom vermutlich auch kein Fremder die Arbeit der Straßenbahnschaffner, Eisendreher oder Municipalbeamten von einem Elbaner erklären lassen – und dafür auch noch Geld bezahlen.

Gerd Angermann

Die Dame war nicht von gestern

Abenteuerliche Erzählung von Victor Canning

Illustriert von Joachim Braatz



Wer Horace Denby kannte, hielt ihn für einen bescheidenen und ehrlichen Menschen. Er hatte das Schlosserhandwerk erlernt, und seine Eisenwarenhandlung ging so gut, daß er sich zwei Gesellen leisten konnte. Seinen Kunden gab er stets einen anständigen Rabatt und spendete bereitwillig, wenn die Heilsarmee oder Jugendgruppen sammeln kamen.

Er war Junggeselle, Anfang fünfzig, und lebte mit einer verschrumpelten alten Haushälterin zusammen, die ihn über alles in der Welt verehrte und sehr um sein Wohlergehen besorgt war, besonders, wenn er in den ersten Sommermonaten regelmäßig seinen Heuschnupfen bekam. Meist aber strotzte er vor Gesundheit, war rotwangig und schon ein wenig beleibt, hatte einen leicht federnden Gang und einen warmen, freundlichen Blick. Ein durchaus angenehmer Bürger also – wenn da nur nicht seine Sammlerleidenschaft gewesen wäre . . .

Vor fünfzehn Jahren hatte Horace Denby seine erste und bisher einzige Gefängnisstrafe wegen eines Juwelendiebstahls abgesessen. Der Gefängnisgeistliche hatte damals versucht, ihn wieder auf den richtigen Weg zurückzuführen. Er mochte Horace gern und wollte ihm helfen. Aber Horace bereitete seine Unehrllichkeit keinen Kummer; er war lediglich bemüht, sie in Zukunft so vorsichtig zu betreiben, daß er nie mehr ihretwegen in Unannehmlichkeiten geraten würde.

Im Gefängnis hatte es Horace gar nicht gefallen. Das Essen bekam ihm nicht, und auch der Mangel an Bewegung war seiner Gesundheit nicht zuträglich. Außerdem waren die Bücher in der Anstaltsbibliothek uninteressant und hatten Eselsohren – eine Tatsache, die ihm bei dem bloßen Gedanken an das Gefängnis die größte Pein bereitete! Er hatte nämlich eine Manie für kostbare Bücher, und das war auch der Grund, warum er einmal im Jahr einen Safe knackte. Die Bücher, zumeist seltene und sehr teure Erstausgaben, kaufte er diskret durch einen Agenten. Diese Sammlerleidenschaft finanzierte er aus seinen jährlichen Einbrüchen, die er nach seiner so unerquicklichen Erfahrung stets sehr sorgfältig plante.

Er war deshalb auch sehr zuversichtlich, als er jetzt unter der warmen Julisonne die Landstraße entlangwanderte, die nach Shotover

Grange führte. Wie üblich, hatte er auch in diesem Jahr alles bis ins kleinste vorbereitet. Während seines Urlaubs hatte er zwei Wochen lang das Gelände rund um das Grundstück erkundet und glaubte nun, genau über das Haus und seine Bewohner Bescheid zu wissen.

Das Hausmädchen Ethel und Mrs. Crimp, die Köchin, bewohnten allein die Villa, während die Familie ihre Ferien in London verbrachte. An diesem Nachmittag waren die beiden jedoch mit dem Bus in den nächsten Ort gefahren, um eine Kinovorstellung zu besuchen. All dies wußte Horace und war außerordentlich frohgestimmt, wenn auch der Duft von frischem Heu seine Nase kitzelte. Das Gewicht des Rucksacks war ihm eine angenehme Last, denn er enthielt alle seine Werkzeuge.

In dem Safe befanden sich Juwelen im Wert von ungefähr 15000 Pfund, und bei seinem Mittelsmann würde er alles für ungefähr 5000 loswerden . . . genug, um ihn ein weiteres Jahr lang glücklich zu machen. Er hatte schon eine erstklassig erhaltene Ausgabe von Rabelais im Auge, die 1558 von Jean Martin in Lyon gedruckt worden war. Sie sollte zusammen mit zwei altfranzösischen Stundenbüchern, die er ebenfalls haben mußte, im Herbst zur Auktion kommen.

Er schlug den Feldweg zum Hause ein. Den Schlüssel zur Küchentür, den Mrs. Crimp an einem Bindfaden in den Wassertank im Garten gehängt hatte, fand er schnell. Er wickelte ihn zum Trocknen in sein Taschentuch und zog Handschuhe an, bevor er die Tür öffnete. Fingerabdrücke waren für einen Mann mit Vorstrafe verhängnisvoll. Gelegentlich schreckte ihn der Gedanke, er könnte schlafwandeln und beim Aufwachen plötzlich feststellen, daß er ohne Handschuhe an einem Safe arbeitete. Ein Spaniel lag zusammengerollt auf Mrs. Crimps Stuhl in der Küche. Er sprang auf, winkelte freudig und trommelte mit seinem Stummelschwanz auf den Sitz.

„Schon gut, Sherry . . .“

Im Vorübergehen kraulte Horace den Kopf des Spaniels. Mit Hunden hat man leichtes Spiel, dachte er. Man braucht sie nur mit ihrem richtigen Namen anzusprechen und ihnen ein wenig Liebe zu zeigen. Ein Zitat von Piers Plowman fiel ihm ein: „Zutraulich wie ein Hund in der

Küche.“ Nun, eines Tages würde er vielleicht genug Geld haben, um auch die altenglische Literatur sammeln zu können.

Der Safe war im Wohnzimmer hinter einer nicht besonders guten Kopie eines Rouault verborgen. Horace hob das Bild von der Wand und bedauerte einen Augenblick lang, daß er keine Gemälde sammeln konnte. Sie nahmen zuviel Platz in Anspruch. Bücher ließen sich leichter in einem kleinen Haus unterbringen.

Es war ein hübsches, sehr elegant mit Chippendale-Möbeln eingerichtetes Wohnzimmer. Helles Sonnenlicht flutete durch große Fenster, die Ausblick auf ausgedehnte Rosenbeete gewährten. Auf dem Tisch stand eine Vase mit einem mächtigen Rosenstrauß. Die Luft war schwer von ihrem Duft, und Horace fühlte, wie es in seiner Nase juckte und zwickte. Er nieste leise und nahm seinen Rucksack ab. Er ließ sich Zeit, seine Werkzeuge übersichtlich auszubereiten. Bis die Hausangestellten zurückkehrten, würden noch vier Stunden vergehen.

Wie er vermutet hatte, würde der Safe ihm keine großen Schwierigkeiten bereiten. Er hatte fast sein ganzes Leben lang mit Schlössern und Geldschränken zu tun gehabt. Sie waren für ihn wie Menschen; wie diese hatten auch sie alle eine schwache Stelle, an der man sie mit Erfolg angreifen konnte.

Die Alarmanlage war schlecht installiert, und er konnte die Leitung bis in die Diele verfolgen, wo er die Glocke abstellte. Nicht, weil ihn das Läuten gestört hätte – denn niemand würde es hören – sondern weil er stets methodisch arbeitete. Als er zurückkam, und der Rosenduft ihm wieder in die Nase stieg, mußte er laut niesen.

Leute mit wertvollem Besitz – so meditierte Horace, während er vor dem Safe stand und seinen Angriffsplan festlegte – handelten so unüberlegt. Meist wurde ihre Eitelkeit ihnen zum Verhängnis. Über dieses Haus zum Beispiel hatte er in einer führenden Illustrierten einen bilderten Artikel gefunden, mit einem genauen Plan und Fotos von den schönsten Zimmern. Der Verfasser hatte sogar das Bild vor dem Safe erwähnt.

Horace schüttelte den Kopf über soviel Leichtsinne, während er sich nach seinen Werkzeugen bückte. Dabei mußte er schon wieder niesen.

Als der Anfall vorüber war, hörte er eine ruhige Stimme von der Tür her fragen: „Was ist es? Erkältung oder Heuschnupfen?“

Horace drehte sich erschrocken um, und bevor er sich besinnen konnte, hatte er schon geantwortet: „Heuschnupfen“ – und mußte gleich noch einmal niesen.

Als er aufgehört hatte, fuhr die Stimme fort: „Sie können ihn mit Spritzen kurieren, wissen Sie? Vor allem, wenn Sie herausgefunden haben, was es für eine Allergie ist. Wenn Sie Ihren Beruf ernst nehmen, würde ich Ihnen das sehr empfehlen. Ich habe Sie schon vom oberen Stockwerk her gehört.“

Die Stimme war ruhig und humorvoll, aber nicht ohne eine gewisse Festigkeit; wenn ein Grund vorlag, konnte sie gewiß jeden belustigten Klang rasch verlieren. Sie gehörte einer jungen, hübschen Frau in einem roten Reisekostüm, die mit dem schwanzwedelnden Sherry in der Tür zum Wohnzimmer stand. Sie ging zum Kamin hinüber und rückte eines der Bilder auf dem Sims gerade. Der Spaniel lief hinter ihr her und sprang freudig erregt an ihr hoch.

„Platz, Sherry!“, sagte sie. „Man könnte fast annehmen, ich sei einen ganzen Monat lang fortgewesen.“ Sie drehte sich um, lächelte Horace an und fuhr fort: „Jedenfalls bin ich wohl gerade im richtigen Augenblick zurückgekommen. Ich hatte nicht erwartet, einen Einbrecher anzutreffen.“

Ein gewisser Schimmer in ihren Augen gab Horace etwas Hoffnung. Wenn er geschickt vorginge, dachte er, könnte er vielleicht das Schlimmste abwenden. Versuchsweise lächelte er sie an und sagte: „Und ich hatte nicht erwartet, der Hausherrin zu begegnen.“

Sie nickte. „Ich kann verstehen, wie unangenehm das für Sie ist.“

Was werden Sie jetzt tun?“

„Mein erster Gedanke war wegzulaufen“, gestand Horace.

„Das können Sie natürlich immer noch. Aber ich würde dann die Polizei anrufen und Ihre Beschreibung durchgeben. Man würde Sie sehr schnell aufgreifen.“

Horace rieb nachdenklich sein Kinn und entgegnete kühn: „Ich würde natürlich zuerst das Telefonkabel durchschneiden und dann“ – er

Die List der hübschen Frau Sun

zögerte absichtlich etwas, bevor er mit einem breiten Lächeln fortfuhr – „dafür sorgen, daß Sie für einige Zeit nichts unternehmen könnten. Ein paar Stunden würden mir genügen.“ Sie musterte ihn einen Augenblick forschend. „Wenn Sie mich einschüchtern wollen ... damit haben Sie bei mir keinen Erfolg.“ Horace zuckte mit den Schultern. „Es wäre natürlich netter“, lenkte er ein, „wenn Sie die ganze Angelegenheit vergessen könnten. Lassen Sie mich nur meine Sachen zusammenpacken und gehen.“

„Warum sollte ich?“ Ihre Stimme war plötzlich scharf und humorlos. „Sie wollten mich ausrauben. Wenn ich Sie gehen lasse, werden Sie nur jemand anderen bestehlen. Die Menschheit muß gegen Leute wie Sie geschützt werden!“

Horace lächelte gezwungen. „Ich muß gestehen“, sagte er, „daß ich mich nie als eine Bedrohung der Menschheit angesehen habe. Ich stehle nur von Leuten, die es ertragen können.“ „Ein moderner Robin Hood!“ Ein ironischer Zug lag um ihren Mund, aber ihre Stimme klang wieder etwas liebenswürdiger.

„Genau so ist es“, stimmte Horace eifrig zu. „Ich versichere Ihnen, daß ich nur aus guten Gründen stehle. Und ich hasse so den Gedanken an das Gefängnis!“

Sie lachte jetzt laut auf, und Horace suchte seinen offensichtlichen Vorteil zu nützen. „Sehen Sie, ich habe kein Recht, etwas von Ihnen zu erbitten ... aber es bleibt mir nichts anderes übrig. Lassen Sie mich gehen, und ich verspreche Ihnen, nie wieder so etwas zu tun. Ich meine es ehrlich.“

Eine kurze Weile blieb sie still und sah ihn an. Kopfschüttelnd nahm sie dann eine Zigarette aus der silbernen Dose, die auf dem Tischchen neben ihr stand. „Leider ist es mein Fehler“, sagte sie dabei, „daß ich immer die verkehrten Leute gern mag.“

Horace, eifrig bemüht, ihr zu gefallen, streifte die Handschuhe ab und zog sein Feuerzeug aus der Tasche.

„Sie werden mich gehen lassen?“ Er hielt ihr die Flamme hin.

„Ja – aber nur, wenn auch Sie etwas für mich tun.“

„Alles, was Sie verlangen.“

„Ich bin in einer argen Verlegenheit. Bevor wir wegfahren, versprach ich meinem Mann, meinen Schmuck auf unsere Bank zu bringen, aber dann ließ ich ihn doch hier im Safe. Heute abend muß ich ihn nun auf einer Gesellschaft tragen und kam her, um ihn zu holen. Aber dummerweise habe ich den Schlüssel vergessen.“

„Es wird mir ein Vergnügen sein“, sagte Horace galant lächelnd. „In einer knappen Stunde haben Sie Ihren Schmuck. Allerdings werde ich leider Ihren Safe dabei beschädigen müssen.“

„Darüber machen Sie sich keine Sorgen. Mein Mann wird vor einem Monat nicht zurückkommen, und bis dahin habe ich ihn reparieren lassen.“

Eine Stunde später händigte Horace ihr die Juwelen aus und zog glücklich nach Hause. –

Zwei Tage lang hatte Horace die ehrliche Absicht, sein Versprechen zu halten. Gegen Mittag des dritten Tages aber überwältigte ihn das Verlangen nach den geliebten Büchern. Er machte sich gerade klar, daß er sich nach einem anderen Safe umsehen mußte, als er Besuch bekam: ein Inspektor von Scotland Yard und ein Polizist. Horace wurde wegen des Juwelendiebstahls in Shotover Grange verhaftet.

Seine Fingerabdrücke – denn er hatte in seinem freudigen Eifer ohne Handschuhe gearbeitet – waren überall auf dem Safe zu sehen gewesen. Niemand glaubte ihm die Geschichte von der Hausherrin, die ihn gebeten hatte, den Safe für sie zu öffnen. Sie selbst – eine grauhaarige alte Dame – bezeugte, daß seine Erzählung erfunden sei.

Horace arbeitet jetzt als Hilfsbibliothekar in der Gefängnisbücherei. Er denkt noch oft an die reizende, scharfsinnige junge Kollegin, die ihn so gründlich hereingelegt hat. Jedesmal, wenn jemand über die Berufsehre der Diebe spricht, wird er fuchsteufelswild.

(Berechtigte Übertragung aus dem Englischen von Peter Naujack.)

Als die hübsche 28jährige Frau Louie Yuet Sun aus Hongkong mit einem sechsmonatigen Visa ihre Eltern in Kanada besuchte, wußte sie, daß man sie nach Ablauf dieser Frist wieder in ihre Heimat deportieren würde – wenn ihre „Strategie“ nicht erfolgreich war ... Denn Kanadas Einwanderungsgesetze sind sehr streng – Chinesen gegenüber. Chinesen dürfen nur nach Kanada einwandern, wenn sie: a) unter 21 Jahre alt sind und ihre Eltern hier leben; b) wenn der Gatte oder die Ehefrau in Kanada ihr Domizil haben; c) ihre Kinder in Kanada leben – doch in diesem Fall muß der Vater mindestens 65 Jahre alt sein, ehe er einwandern darf ...

Frau Louie Yuet Sun war 28 Jahre alt, und ihr Gatte lebt in Hongkong, doch sie war schwanger, als sie in Kanada eintraf. Als nun das Einwanderungsministerium die hübsche Chinesin nach Ablauf ihres sechsmonatigen Besucher-Visums nach Hongkong deportieren wollte, verbot dies das Gericht. Denn Frau Sun hatte mittlerweile einem Knäblein das Leben geschenkt, und dieser Sprößling war natürlich ein „geborener Kanadier“.

„Das Kind ist in Kanada geboren“, erklärte Mr. Justice King, ein weiser, höchst gerechter Richter, „und die Rechte eines in Kanada geborenen Bürgers schließen das Privileg ein, sich hier der Liebe und der Fürsorge der Mutter zu erfreuen.“

Frau Sun kann nun natürlich auch ihren Gatten aus Hongkong kommen lassen. Ihre „Strategie“ war geglückt – zur Freude der kanadischen Öffentlichkeit ...

In den „Chinatowns“, in den Chinesenvierteln der großen kanadischen Städte, war man über die Entscheidung des Richters besonders erfreut. Ein Besuch in Vancouver, dem „Torweg

des Pazifik“, bewies dies. Hier kann man den Zauber des Orients erleben ... Aus den Restaurants der Pender Street ertönt seltsam melodische Musik. In den Gaststätten, die Namen wie „Lotusgarten“ oder „Goldener Drache“ führen, findet man Gerichte mit exotischen Namen wie „Moo-Coo-Chow-Peen“ (Huhn mit Schwämmen und Gemüse); „tausendjährige“, auf besondere Weise konservierte Eier, die wohl schwarz, doch natürlich nicht 1000 Jahre alt sind – oder aus Vogelnestern zubereitete Suppen, die von bergigen Inseln nahe Kanton kommen. Auch die Schwämme werden aus Asien importiert; die Mandeln hingegen stammen aus Spanien und die Bohnen aus – Texas ...

Wer Opiumhöhlen oder anderen Stätten des Lasters auf der Spur sein möchte, kommt hier, in Kanadas größtem Chinesenviertel, kaum auf seine Rechnung. Doch gewöhnlich ist es bloß die Neugierde oder das Verlangen nach neuen Abenteuern des Gaumens – eine Rebellion gegen die häusliche Nahrung aus der Konservendose – die den Kanadier zu einem Besuch der Chinatown bewegt. Zuweilen kann man hier natürlich in den kleinen, dunklen Läden auch Raritäten, wie geschnitzte Figuren von erlesenem Reiz oder wertvolles Porzellan erwerben. Bloß Touristen lockt vielleicht die „richtige“ Sensationslust nach Chinatown. Tatsächlich gab es einst in Vancouver findige Fremdenführer, die arbeitslose Chinesen heuerten, damit sie (mit Dolchen bewaffnet) durch die engen Gäßchen liefen – wann immer ein Trupp Touristen sichtbar wurde. Daß von diesen Dolchen sogar Blut zu tropfen schien, sei nur nebenbei erwähnt. Doch es war in Wirklichkeit natürlich bloß – Tomatensaft.

Foto: Seeger



In Kanadas Chinatowns begegnet immer wieder alleinstehenden Chinesen. Man nennt sie „kanadische Witwer“. Sie senden ihren Familien in der alten Heimat allmonatlich Geld, ohne oft die Hoffnung zu haben, sie jemals wiederzusehen. Das kanadische Gesetz erlaubte ursprünglich nur jenen Chinesen ihre Familien in die neue Heimat zu bringen, wenn sie ihre Staatsbürgerpapiere erworben hatten. Doch um kanadische Staatsbürger zu werden, mußten sie die englische Sprache meistern – und viele vermochten das nicht. Daß diese alten Männer bei der politischen Lage am chinesischen Festland nicht dorthin zurückkehren wollten, ist verständlich. Auch in den engen, dunklen Straßen von Chinatown sind tragische Schicksale keine Seltenheit ...

In den letzten zwölf Jahren durften nur 20 000 Chinesen nach Kanada kommen, obwohl in diesem Zeitraum fast 2 000 000 in dieses riesige Land einwanderten. Foon Sien, ein prominenter Bürger von Vancouvers Chinatown, wies kürzlich darauf hin und erklärte, daß im Jahre 1959 nur 2561 Chinesen nach Kanada kamen. Foon Sien erklärte pathetisch: „Unser Wahlspruch ist heute: ‚Für eine vereinigte chinesische Familie in Kanada‘.“

Doch wann immer die Flugzeuge der Canadian Pacific Airways – mit dem Reiseziel Hongkong – das Dominion verlassen, haben sie junge Chinesen an Bord, die auf „Brautschau“ nach Asien fliegen. 7000 Meilen fliegen sie, um in Hongkong eine Schöne zu finden und heimzuführen. Zuweilen mögen diese Heiraten schon von Verwandten arrangiert worden sein, doch in den meisten Fällen ist es, wie ein Dolmetscher der Fluglinie lächelnd berichtet, „eine Reise auf gut Glück“.

Allerdings, das Risiko der jungen Flugpassagiere aus Kanada ist gering. Sie kommen aus einem Land, das den jungen Chinesinnen in Hongkong als Paradies gilt. Zudem ist die finanzielle Lage der Passagiere meistens günstig, da sie anderenfalls kaum die Kosten der Reise erbringen könnten. Auch gehört Hongkong zu jenen Gebieten der Erde, die den größten „Überschuß“ an unverheirateten Mädchen haben. Junge Ehepaare, die aus Hongkong nach Kanada kommen, sind heute – besonders in dem „Goldenen Westen“ des riesigen Landes – keine Seltenheit mehr.

In der kleinen Präriestadt Claresholm besuchten zwei dieser jungen Bräute aus Hongkong sogar die Volksschule, um auf diese ungewöhnliche Weise schnell Englisch zu lernen. Presseberichte meldeten, daß Jade Wong und Betty Quon bei den Knirpsen, neben denen sie die Schulbank drückten, ungemein beliebt waren. Doch es gibt noch eine andere, weit ungewöhnlichere Fahrt von Kanada nach China. Alle sieben Jahre kehrt eine Anzahl von Chinesen in die alte Heimat zurück. Sie werden von einem kleinen Dampfer transportiert – und sie reisen in Säcken, die mit Etiketten versehen sind. Es sind dies die irdischen Überreste jener Chinesen, die glaubten, daß ihre Seele nur dann Ruhe finden kann, wenn sie in der Heimat ihrer Ahnen sind.

Ziel der „Letzten Reise nach China“ ist Hongkong. Hier sind Beamte des Tung Wah Spitals damit betraut, nach dem Rechten zu sehen. Sie versuchen brieflich die Verwandten zu erreichen, doch ein eigener Friedhof dient als letzte Ruhestätte jener, deren Familienangehörigen nicht ermittelt werden konnten.

Auch Toronto, die Metropole am Ontariosee, hat eine Chinatown. Sie hat ihre eigene Zeitung, die Shing Wah Daily News und Vereinigungen, die so wirksame Namen wie Gee Kung und Lon Kong tragen. Doch in einer Stadt, die „schneller wächst“ als jede andere City der Erde, ist ihre Zukunft düster. Der Fortschritt braucht mehr Lebensraum. Pessimistisch kündete ein Zeitungsbericht: „In dem chinesischen Spiel Fantan entfernt der ‚Operator‘ jeweils vier Knöpfe von einem Stoß am Tisch. In Toronto spielt die Stadtverwaltung die Rolle des ‚Operator‘ und entfernt ganze Häuserblöcke von Chinatown, um Raum für Neubauten zu machen.“

Fern ihrer Heimat – und doch beisammen – leben Tausende von Chinesen in den Chinatowns von Kanada. Bis auch sie der Fortschritt verdrängen mag ... Doch wenn es einmal dazu kommt, sind sie vielleicht schon genügend mit ihrer Umwelt assimiliert, um darauf verzichten zu können. Schließlich gibt es seit kurzem sogar einen Abgeordneten chinesischer Abkunft im kanadischen Bundesparlament. Vancouvers Chinatown war seine Heimat ...

Walter Jelen



Risiko und Reichtum. Für das dritte R, die Räuberei, gibt es heute wohlklingende Vokabeln. Manche sagen schlicht Handelsfahrt. Für Heinrich Heine waren Seefahrt und Seeräuberei noch synonym. Aus jenen fernen Tagen der Raubfahrten stammt der romantische Schimmer, der zunächst den Helden der Seefahrt und dann dem Schiffahrtsgewerbe überhaupt angehängt wurde. Die Wirklichkeit war anders: hart, roh, grausam und reich an Entbehrungen aller Art, wozu besonders auch die eintönige und mangelhafte Schiffskost bis in die Neuzeit hinein gehörte. Erst mit dem Beginn der Dampfschiffahrt ändert sich das langsam.

Unser Zimmermann an Bord heißt Franz. Er ist ein netter, hochgewachsener Junge, fleißig und fröhlich. Er versteht sein Handwerk und kann kräftig zupacken. Der Bootsmann und er sind wahre Prachtstücke der Belegschaft. Sie arbeiten vorbildlich und mitreißend.

Als wir in Long Beach Ladung löschten, meinte Franz, daß seine wirklich üppige blonde Tolle gekürzt werden müßte. Er ging an Land und in einen der zahlreichen Barbierläden der Hafestraße. Franz spricht englisch nur mimisch. In diesem Falle war das verhältnismäßig einfach. Er zeigte auf sein Haar, kam zu Stuhle und wurde beschnitten. Das war bald getan. Dann sagte dieser Kanake etwas, was Franz nicht verstand. Er nickte mit dem Kopf. Also ging es weiter und noch ein paarmal mit anschließenden Manipulationen. Schließlich trat der Verschönerungskünstler zurück. Franz stand auf, sah den Haarbändiger fragend an und erfuhr: „4 (vier) Dollar!“ Das verschlug unserm Franz den Atem. Er bezahlte 4 x 4,20 DM = 16,80 DM für einen Haarschnitt mit Zubehör und kehrte schnurstracks an Bord zurück. Dort brauchte er, der den Schaden gehabt hatte, für den Spott nicht zu sorgen. Das nahmen ihm die anderen liebevoll ab.

Aber solange die kleinen Leute mit den ebenso kleinen so verfahren, werden sie es schwer haben, mit den großen fertig zu werden.

Für die Seeleute ist noch viel zu tun

Langsam, ganz allmählich haben sich die Lebens- und Arbeitsverhältnisse für die Menschen, die sich ihr Brot auf hoher See verdienen müssen, zum Besseren gewendet. Vor 50 Jahren war der Seemann noch völlig rechtlos und ganz der Gnade seines Arbeitgebers ausgeliefert. Dessen Beauftragter war der Kapitän, und seine Macht an Bord wird in den alten Seefrachtbriefen treffend illustriert. Heißt er doch dort der „Master nächst Gott“. Es hat lange gedauert, bis die wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse in der Schiffahrt gesetzlich geregelt wurden. Die jahrhundertalte Vorstellung, daß die Matrosen eine zuchtlose Bande und rechtlose Kreaturen seien ist z. B. in der deutschen Seemannsordnung von 1872 noch ganz offensichtlich. Erst 1902 gelang es den Gewerkschaften auf diesem Gebiet einige wenige Fortschritte zu erzielen.

„Die Seeleute“, sagt der für die Sparte Seefahrt verantwortliche ÖTV-Sekretär in einer norddeutschen Hafenstadt, „sind bis heute immer noch gesetzlich schlecht weggekommen. Wenn ein Seemann an Bord krank wird und an Land ärztlich behandelt werden muß, mustert er ab. Er scheidet freiwillig aus dem Arbeitsverhältnis aus und ist entlassen. Krankengeldzuschuß bekommt er nicht. Das Arbeitsamt stellt sich nämlich auf den Standpunkt, daß er seinen Arbeitsplatz freiwillig verlassen hat. Beschwerden darüber und ähnliche laufen täglich bei mir ein. Bei der Seefahrt gibt es kein geordnetes Lehrverhältnis, keinen Lehrvertrag. 8000 bis 10 000 Seeleute haben überhaupt keine Betriebsvertretung – kurzum, es liegt noch vieles im argen, trotz offensichtlicher Verbesserung der Verhältnisse. Eine staatliche Stelle, die die Angelegenheiten der Schiffahrt von der soziologischen und psychologischen Seite her untersuchen würde, wäre für den sozialrechtlichen Nachholbedarf dieses vernachlässigten Erwerbszweiges dringend erforderlich.“

Wir standen auf dem Bootsdeck. „Schauen Sie sich das an“, sagte der „Zweite“, der für die Ladung verantwortliche Schiffsoffizier. „Jeden Morgen kommt dieser Arbeiter genau zur gleichen Zeit mit seinem Wagen hier vorgefahren. Seine Frau sitzt am Steuer. Er verabschiedet sich von ihr und dem Hund. Sie braust ab. Er geht mit den anderen, die meistens ihre Autos dicht beim Schiff abstellen, zu uns an Bord. Punkt 8 Uhr soll das Löschen beginnen. Wenn es nur eine halbe Stunde später wirklich anläuft, bin ich froh. Und mehr als einen „Gang“ (= Arbeitsgruppe) haben wir und die Agentur bisher nicht mobilisieren können. Das verlängert unsere Liegezeit um Tage.“

Die Hafentarbeiter sind an der Westküste der USA straff organisiert. Die Gewerkschaftsfunktionäre achten sehr darauf, daß alle tariflichen Abmachungen eingehalten werden; manchmal zu sehr. In der Nacht hatte die Schiffsbesatzung die schweren Ladeluken geöffnet – vorsorglich, der Mechanismus ist für Ungeübte etwas schwerfällig und zeitraubend. Dieser Arbeitsvorgang gehört aber vertraglich zu den Aufgaben der Löscharbeiter. Als der Gewerkschaftsboß eine Stunde nach Arbeitsbeginn an Bord kam und feststellte, daß die Luken bereits geöffnet gewesen waren, ließ er sie wieder schließen und von seinen Leuten mit viel Mühe nochmals öffnen. Darob allgemeines Kopfschütteln vom Kapitän bis zum Moses. Als dann noch das Tempo der Frachtladung aufreizend ruhig war, stand die Übersetzung für das Warnschild an der Gangway allgemein fest: Slow, men at work – „Vorsicht, langsame Männer bei der Arbeit!“

Die modernen Frachtschiffe der großen deutschen Reedereien erfüllen alle Ansprüche an Unterbringung und Verpflegung. Ihre technischen Anlagen entsprechen dem heutigen Stand der Entwicklung. Ohne ihre Besatzung sind sie aber

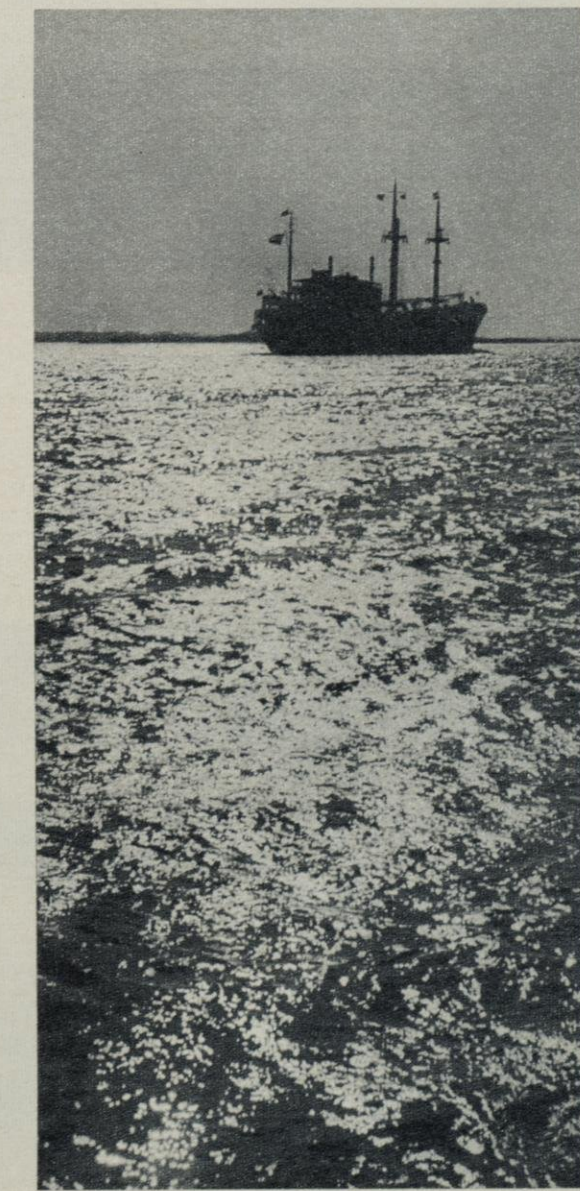


totes Material. Der Erfolg einer Reise hängt vom Verhalten der Offiziere und der Mannschaften ab. Ihre Geschicklichkeit und ihr Arbeitswille sind entscheidende Faktoren für das Gelingen der Fahrt. Menschen, die auf Gedeih und Verderb auf engem Raum wochen-, ja monatelang aufeinander angewiesen sind, brauchen ein gutes Betriebsklima, wenn der Arbeitstag, der auf See immer 24 Stunden dauert, reibungslos ablaufen soll. Diese Atmosphäre hängt weitgehend davon ab, wie weit es dem Kapitän gelingt, eine nicht angemaßte aber verständnisvolle und darum fast selbstverständliche, väterliche Autorität auszuüben. Das Bewußtsein, alle von den Elementen drohenden Gefahren, alles Widerwärtige und Unangenehme der Reise nur gemeinsam bewältigen zu können, läßt dann in der Besatzung das Gefühl einer Schicksalsgemeinschaft entstehen, das auch den Passagier mit in seinen Bann zieht.

Die schwimmenden und küstenfesten Wetterstationen hatten schweren Sturm im mittleren Atlantik gemeldet. Das Tief rückte in südöstlicher Richtung auf die Azoren vor. „Hier ist das Zentrum“, sagte der Kapitän und zeigte mit dem Finger auf eine Stelle der Seekarte. „Ich habe den Kurs einige Striche nach Südwesten verlegt und hoffe, daß wir einigermaßen ausweichen können.“ Der Mann am Ruder, der nach einer Stunde Dienst gerade abgelöst wurde, gab den neuen Kurs an seinen Nachfolger weiter. Der Kapitän nickte seinem I. Offizier zu: „Der Chieff“ (= 1. Ing.) weiß Bescheid. Wecken Sie mich sofort, wenn etwas Besonderes los ist. Gute Wache!“

Gestern mittag ruhte eine ermüdete Seeschwalbe an Deck aus. Sie saß in einer Kiste. Vor ihr stand ein Schälchen mit Frischwasser. Der Kapitän selbst ließ sie später wieder fortfliegen. Ein modernes Schiff ist das größte Werkzeug, das der Mensch sich geschaffen hat. Viele Köpfe und Hände sind bemüht, es pfleglich zu behandeln. Das geschah. Es war der stärkste Eindruck, den die Schiffsreise vermittelte.

Fotos: Jack Metzger/Udo Hoffmann



Mit den Augen des Passagiers

Eindrücke von einer Seereise
Von Hermann Lücke

Wenn man im Oktober mit dem Schiff von Europa in Richtung Panamakanal fährt, läuft man dem Winter davon. Im Ärmelkanal erreichten uns noch einige nasse und windstarke Anfänge schlechten Wetters. Sie begleiteten den Dampfer bis zu den Azoren. Dann war es Frühling und wurde mehr und mehr Sommer. Als der Fachter nach über 8000 Kilometer Seefahrt von Amsterdam aus gerechnet in Aruba (bei Curaçao) zum Bunkern anlegte, war daraus eine tropische Hitze geworden. Wer Zeit hat und sich erholen will, sollte mit solch einem Frachtschiff über den Ozean schippern. Er bekommt gut und reichlich zu essen und ist menschenwürdig untergebracht. Nach wenigen Tagen gehört er bereits zur Schiffsfamilie, und es bleibt nicht aus, daß er an allen Freuden und Sorgen der Besatzungsmitglieder Anteil hat. Dazu rechnet auch der unvermeidliche Bordklatsch. Je wärmer es wird, desto mehr blüht er. Aber ohne ihn geht es nicht. Wie sollte man sonst über das Tageseinerlei des langen Seetörns hinwegkommen, wenn nicht ab und zu Spannungen, die durch das enge Zusammenleben bedingt sind, auftreten würden. Jeder Ausgleich dieser Art ist wie eine atmosphärische Entladung. Nach Gewittern scheint wieder die Sonne. Abwechslung muß sein.

Wer Europa verläßt und fernen Küsten zusteuert, ist sich nicht immer bewußt, daß er in ein Vorfeld menschlicher Entwicklung verschlagen wird. Denn obgleich zwei Weltkriege dem alten

Kontinent erheblichen Verlust an geistiger Substanz zugefügt haben: Er ist und bleibt Ausgangspunkt und Energiezentrum all dessen, was wir gewöhnt sind unter dem Begriff Kultur zusammenzufassen. Noch ist es so; wie lange noch, kann wohl niemand sagen. Die Kulturpessimisten müssen sich daran gewöhnen, in längeren Zeiträumen zu denken.

Insgesamt ist das ein Grund mehr, auch einem Frachtschiff, das mit wichtigen und notwendigen Zivilisationsgütern vollgeladen ist, zusätzlich etwas mehr an Kulturgut zu wünschen, als es aufweist. Es gibt eine kleine Schiffsbibliothek von etwa 40 Bänden, die unter den Schiffen von Zeit zu Zeit ausgewechselt wird. Darunter befindet sich gerade ein Roman, der über dem Durchschnitt steht. Das übrige ist brauchbare Unterhaltung, wozu die zahlreichen bundesrepublikanischen Illustrierten allerdings nicht zu rechnen sind. Wer gute Musik liebt, ist meistens darauf angewiesen, sie selber zu pfeifen oder zu singen. Was dem Plattenspieler im „Salon“ da zugemutet wird, lehnt er mit vollem Recht und unter Berufung auf den Seegang ab. Dabei könnte und sollte er erheblich mit dazu beitragen, daß der Refrain seiner am meisten ge- und verbrauchten Platte bei Passagieren und Besatzung realisiert würde: „Schön war die Zeit... schön war die Zeit!“

Wenn im Jahre 1840 (!) ein Segelschiff, das dem Sklavenhandeldiente, seine menschliche Fracht abgeliefert und verkauft

hatte, sah die Schlußrechnung etwa so aus:

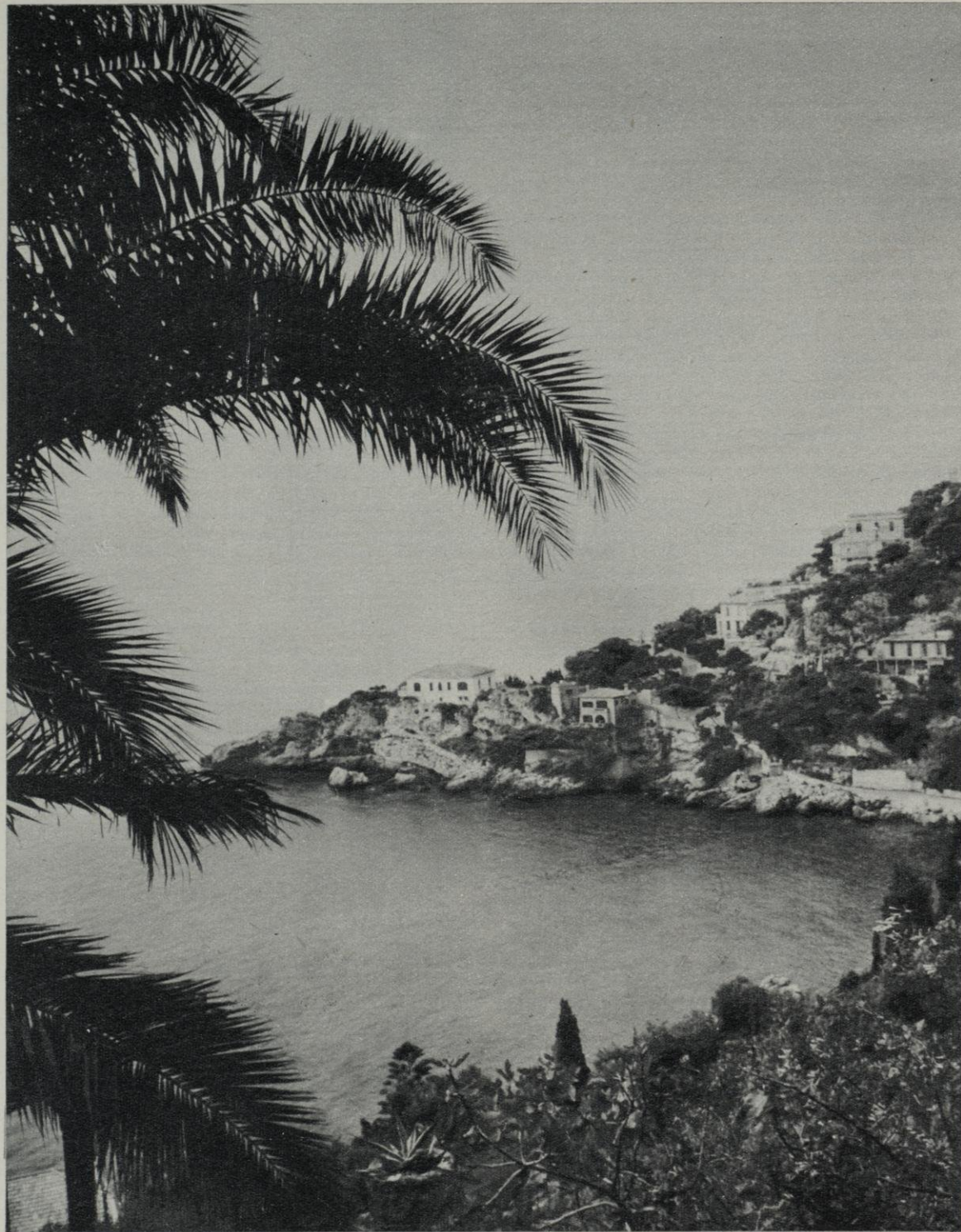
Kosten für Schiff und Proviant	25 000.— Dollar
500 Neger, je 50.— Dollar	25 000.— Dollar
10% Verlust	2 500.— Dollar
Mannschaftslöhnung	2 000.— Dollar
Gratifikationen, Landungsausgaben, Zinsen für ein Jahr	95 000.— Dollar

Gesamte Unkosten 150 000.— Dollar

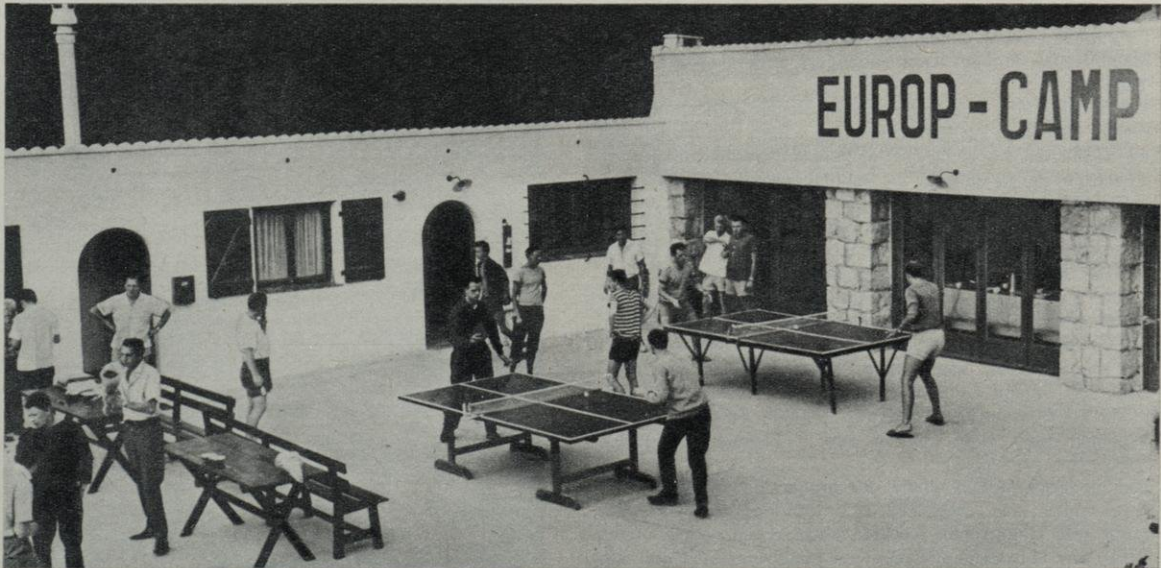
Verkaufspreis für 450 Sklaven je 1 200.— Dollar	540 000.— Dollar
abzüglich Unkosten	150 000.— Dollar

Reingewinn 390 000.— Dollar

Diese Zahlen stammen aus dem Roman über den Golfstrom, von Hans Leip, „Der große Fluß im Meer“. Heute, etwas mehr als 100 Jahre später, entspricht die Abrechnung dem „zivilisatorischen Fortschritt“. Ein Frachtdampfer, der u. a. 40 000 Sack Rohkaffee im Werte von 10 Millionen DM nach Europa bringt, verschafft seiner Reederei dafür 650 000.— DM Frachtgebühren; nur für den Kaffee. Die nicht geringe zusätzliche Ladung runden das Geschäftsergebnis noch sehr erheblich nach oben ab. Die Schiffahrt ist schon lange ein wichtiger Zweig der Erwerbswirtschaft. In ihrer Geschichte ging es immer um die beiden R:



Eze sur Mer an der Riviera



Europa-Camp der jungen Eisenbahner

Ein Jugendlager der Luxusklasse / Auf Unterwasserjagd an der Côte d'Azur / Junge Eisenbahner erholen sich in Eze sur Mer / Das Europa-Camp der GdED / L'heure bleue bei Jacquie / Gewerkschaftsjugend am Strand der Millionäre

Man muß es ihm lassen – Jacquie hat eine ganz besondere Art, die Getränke zu servieren. Zwischen den Tischen der Gäste schreitet er mehr mit der Würde eines Hausherrn, denn eines Gastronomen. Eigentlich das Beste, was er in seinem Lokal zu bieten hat, steht nicht auf der Karte: Es ist der Blick von einer Felsnase auf die Côte d'Azur, jenes dankbare Motiv für alle Farbfotos von der französischen Mittelmeerküste. Bei Jacquie – um stilecht zu bleiben, müßte man „Chez Jacquie“ sagen – in Eze sur Mer, unweit von Monaco gelegen, trifft man sich nach des Tages Müßiggang zur „l'heure bleue“, der blauen Stunde.

Wer denkt nicht bei dieser Beschreibung an einen exklusiven Treffpunkt einer ebenso exklusiven Gesellschaft? Cap D'Ail, auf dem sich mancher prominente Politiker und Künstler von gestern und heute eine Residenz gebaut hat, liegt ganz in der Nähe. Wenn man aber von Jacquie den schmalen und kurzen Waldweg in eine Schlucht hinuntergeht, trifft man auf ein Zeltlager, das Europa-Camp der Gewerkschaft der Eisenbahner Deutschlands (GdED), und seine Insassen sind – verständlicherweise – nicht Snobs oder Sprößlinge millionenschwerer Eltern, sondern Eisenbahner aus allen Teilen der Bundesrepublik.

Das Europa-Camp ist sozusagen das Parastück der Jugendarbeit der GdED, und die Bezeichnung Zeltlager, falls man damit den Begriff der Primitivität verbindet, ist kaum zutreffend. Das Gelände war ursprünglich ein Teil der Mitgift der saarländischen Eisenbahnergewerkschaft, die sie bei der Eingliederung in die Bundesrepublik einbrachte. Aus einem einfachen Gerätehaus und ein paar Zelten wurde im Laufe der Jahre dank einer großzügigen finanziellen Hilfe das Europa-Camp. Heute präsentiert es sich mit einem Wirtschaftsgebäude, das den Speisesaal, die Küche und Wohnräume für die Lagerleitung umfaßt. Saubere und zweckmäßige Wasch- und Toilettenanlagen wurden errichtet, und auf dem terrassenförmigen Gelände, das eine Betonbefestigung erhielt, stehen elektrisch beleuchtete, bequeme Zelte mit Feldbetten auf einem Holzfußboden.

Den übrigen Komfort, der nicht käuflich und gleichzeitig umsonst ist, steuerte die Natur bei: Das gleichbleibend schöne Wetter, das blaue Meer (es sieht wirklich so wie auf einer bunten Postkarte aus), die bizarren Formen der Steilküste und die Vegetation mit den Kakteen und Zitronen-, Mandel-, Oliven- und Feigenbäumen, die man in Deutschland bestenfalls nur im Gewächshaus zu sehen bekommt.

In zehn Lagerabschnitten von je 14 Tagen sind die jungen Eisenbahner Gäste in diesem Lager. Kostenpunkt: 100 DM. Das ist sehr, sehr wenig, wenn man daran denkt, daß man für dieses Geld dort in einem einfachen Hotel gerade fünf Tage leben kann. Das Bad im Meer steht natürlich an erster Stelle im Programm. Gewissermaßen das Tüpfelchen auf dem „i“ ist bei dieser Gelegenheit die Unterwasserjagd. Mit Brille, Schnorchel, Schwimmflossen und Harpune wird getaucht. Die Beute besteht aus Seeigeln, Seesternen und Muscheln. Routinierte Jäger bringen auch Tintenfische an die Oberfläche, von denen Feinschmecker behaupten, daß sie eine unentbehrliche Zutat zur „Meeres-Früchte-Suppe“ darstellen.

Aber neben diesen feuchten Abenteuern werden auch andere geboten. Oder ist es etwa keines, in Nizza, der Stadt mit dem immerwährenden Blütenkalender, auf dem berühmten Boulevard zu flanieren und in Monaco auf den Spuren von Fürstin Gracia und Reedereikönig Onassis zu wandeln? Auch für die Freunde der Romantik ist gesorgt. 500 Meter über dem Meere klebt in den Felsen der Ort Eze Village, einst ein Seeräubernest, heute eine Künstlerkolonie von ganz besonderem Reiz. (Respektlose Menschen sagen, daß an die räuberische Vergangenheit noch die Preise der Souvenirs erinnern.)

Wenn das Lager auch hauptsächlich der Erholung dienen soll, so ist der Titel „Europa-Camp“ doch ein Programm. Den Jugendlichen wird Gelegenheit geboten, den französischen Nachbarn im Alltag kennenzulernen. Gleichzeitig sollen die Eisenbahner eine Art lebende Visitenkarte des Nachkriegsdeutschland sein. Jedes Jahr finden sich auch Gäste aus anderen Ländern ein.

Kein Wunder, daß jedem Besucher der Abschied von diesem Lager der „Luxusklasse“ schwerfällt. Wenn der junge Eisenbahner wieder in den Alltag zurückgekehrt ist, bleibt aber die Erinnerung, und sie wird aufgefrischt, wenn er vielleicht bei einem Gläschen französischen Rotweins zu Hause an Jacquie denkt und an die l'heure bleue in der frischen Abendbrise hoch über der Küste von Eze sur Mer.

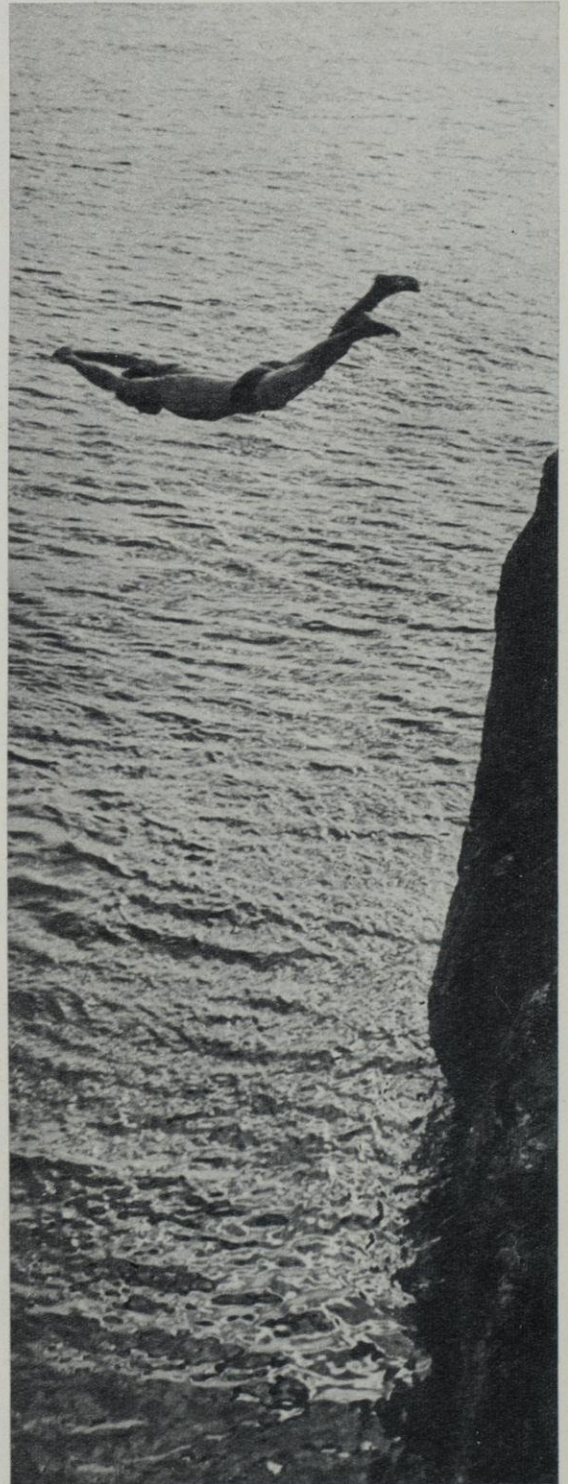


Das Tauchen ist des Jungen Lust



Das Essen schmeckt immer

Aus 15 Meter Höhe ins Meer



Unbekannte Fotos

Die Fotos auf diesen beiden Seiten stammen von einem Zeitgenossen, der nicht nur als Schauspieler einen Namen hat, sondern auch mit den beiden Filmen, bei denen er Regie führte, bewies, daß er einer der besten Filmregisseure ist. Aber nicht nur das zeichnet diesen Mann aus, sondern auch die Wärme, mit der er sich des Schicksals der Jugend unserer Zeit annimmt. Behandelte er in seinem preisgekrönten Dokumentarfilm („Warum sind sie gegen uns“) Gegenwartsfragen unserer Jugend, so ließ er in seinem zweiten Film („Die Brücke“), mit dem er Weltruhm errang, das Problem der Kindersoldaten auf der Leinwand erscheinen. Weithin unbekannt war bisher, daß Bernhard Wicki, von dem hier die Rede ist, auch ein bedeutender Fotograf ist. Er stellte uns eine Reihe Fotos für „aufwärts“ zur Verfügung, von denen wir hier eine Probe geben. Mehr der Fotos werden Interessenten in einem großformatigen Fotoband finden, der unter dem Titel „Zwei Gramm Licht“ noch in diesem Jahre bei INTERBOOKS in Zürich erscheint und durch den Blüchert Verlag, Hamburg, vertrieben wird. Zu dem Band, der über hundert Fotos von Bernhard Wicki enthält, schreibt der schweizerische Schriftsteller und Dramatiker Friedrich Dürrenmatt das Vorwort.



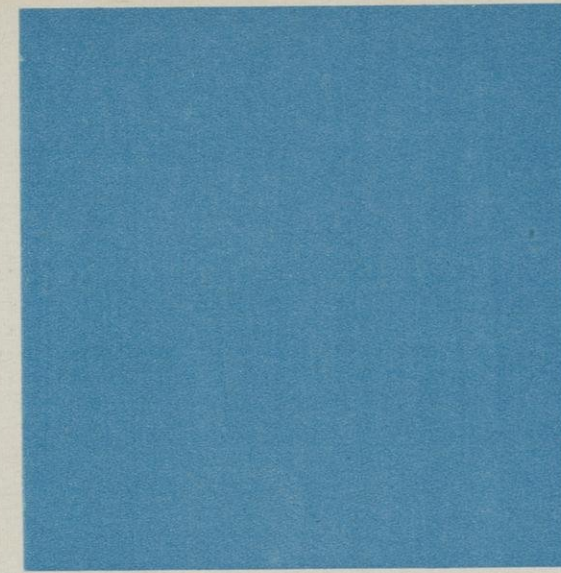
Unter den Brücken

Das Hobby



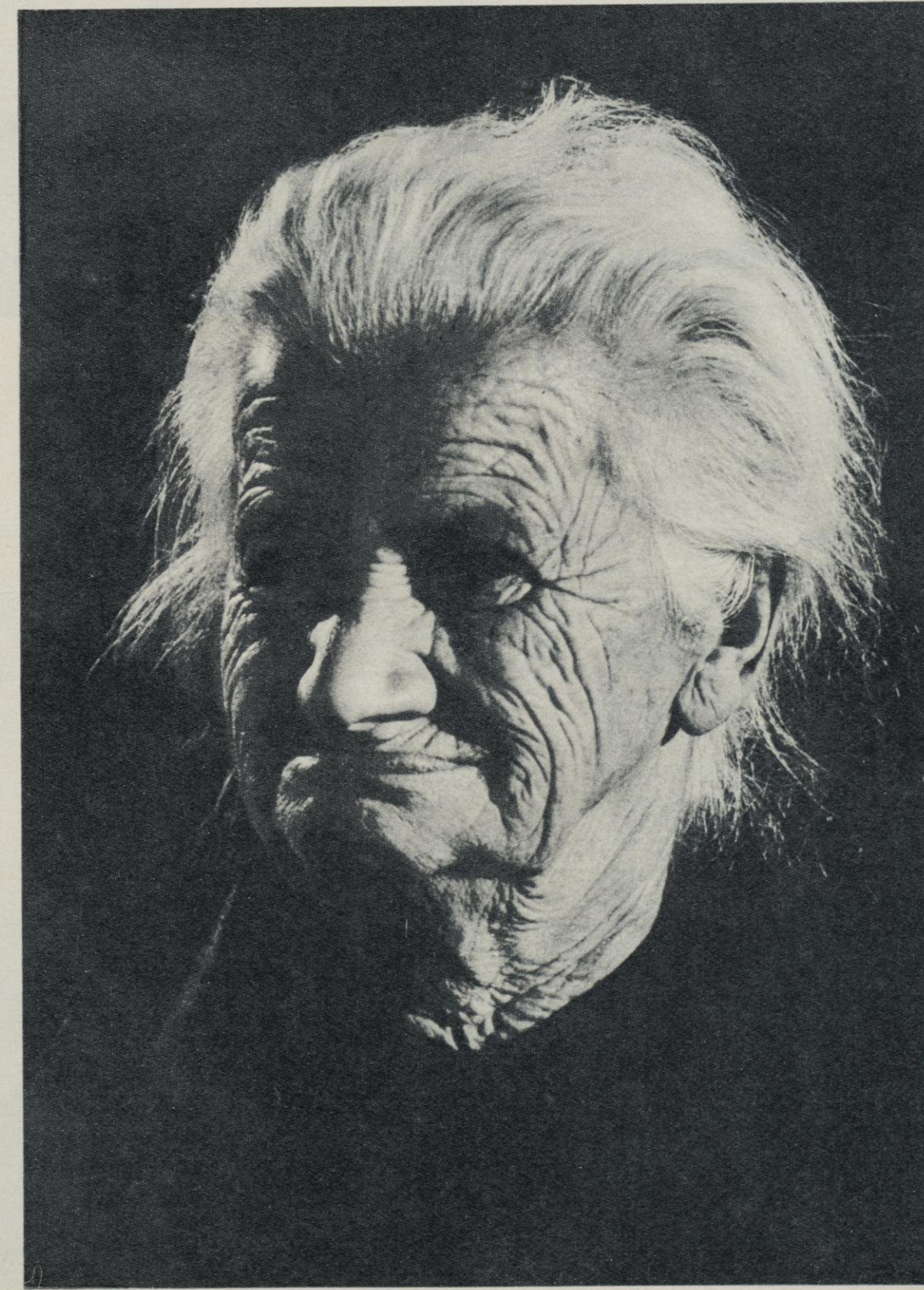
Jugend ...

Der Clown



Zwei Gramm Licht

... und Alter





Wo die Jugend die Regierung stürzte

Junge ...

Erika Donner berichtet von einer Reise durch die Türkei

Das Hauptpostamt der türkischen Hauptstadt Ankara ist ein moderner Bau, der sich nicht von ähnlichen Institutionen bei uns unterscheidet. Am Eingang aber stehen zwei Kinder, kleine Kerlchen von vier oder fünf Jahren, die den Besuchern der Post Briefpapier anbieten, das auf einer Kiste oder auf einem kleinen Bauchladen vor ihnen ausgebreitet liegt. Sie sind nicht die einzigen ihres Alters, die schon im Geschäftsleben stehen. Auch in Konya, der großen Stadt des Südens, hört man schon morgens, kurz nach fünf Uhr, Kinderstimmen durch die Straßen rufen, die Waren zum Verkauf anbieten. Da hat es Ali schon besser, der in Izmir Lehrling in einer Autowerkstatt ist. Ali läuft zwischen den Monteuren herum wie ein Autoschlosser-Miniaturausgabe. Das gelbe Hemd und die blauen Monteurhosen genauso verschmutzt wie die seiner erwachsenen „Kollegen“, die kleinen Beine in schwarzen Gummistiefelchen, so kriecht er wie ein alter Fachmann unter den Wagen herum und betrachtet sich alles genau. Zwischendurch macht er kleine Handreichungen. Ein Lehrling von sechs Jahren! Gewiß, es gibt ein Verbot der Anstellung von Kindern unter zwölf Jahren als Arbeiter oder Lehrlinge, aber Alis Vater starb vor kurzem, seine Mutter ist arm, und so nahm man ihn in der Autowerkstatt auf. Das ist ein Glück für Ali, denn sonst stünde auch er wahrscheinlich an irgendeiner Straßenecke und böte etwas feil oder ginge betteln. Hier aber wird er gut behandelt und nicht überfordert. Das ist kein Wunder, denn wen Ali mit seinen vertrauensvollen Kinderaugen und seinem strahlenden Lächeln anschaut, der kann ihm nicht widerstehen. Ali ist das Nesthäkchen in der Auto-

werkstatt und wird von allen sehr geliebt. Bei der Reise durch die Türkei fanden wir nur selten das, was man als Städte bezeichnet. Der größte Teil des riesigen Landes besteht aus Gebirge, und so fuhren wir stundenlang durch grüne Hochtäler, auf deren Äckern sich dunkle Schatten bewegten: Frauen, die tief gebückt den Boden mit der Hacke bearbeiteten; oder über öde und einschläfernde Hochebenen, wo bleierne Wärme über dem trockenen, von spärlichem Grün bedeckten Boden lag. Hier und da

eine Wasserlache ohne Abfluß, ein Hirt mit einigen Tieren, ein Lehmdorf, ein Salzsee, dessen Ausscheidungen im zerstreuten Licht flimmerten. Manchmal trafen wir eine Karawane mit Kamelen, vorweg ein Esel, und Männer, Frauen und Kinder. Am Ende stolperte ein winziges Kamelfohlen auf ungeschickten Beinen daher.

... und alte Türkei



Die Türkei ist ein Agrarland, aber seit den dreißiger Jahren hat man begonnen, eine Industrie aufzubauen, die jedoch auch heute noch, nach drei Jahrzehnten, in den Kinderschuhen steckt und sich vor allem nur auf wenige Punkte des Landes konzentriert: Etwa die Hälfte aller Industriebetriebe steht in Istanbul. Die Wolle der vielen Schafe und Ziegen sowie die einheimische Baumwolle werden in der Textilindustrie verarbeitet, die Zuckerrüben gehen in die Zuckerfabriken. Auch der Anfang einer Eisen- und Stahlindustrie ist mit dem Bau des Stahlwerkes Karabük kurz vor dem zweiten Weltkrieg gemacht worden. Daneben stehen Papier- und Zementindustrie, Anfänge einer chemischen Industrie und nicht zuletzt die Ausbeutung der reichen Bodenschätze, vor allem Steinkohle, Braunkohle, Chrom, Eisen, Salz und Kupfer. Der Ausweitung aller dieser Industriezweige aber steht eines entgegen: der Mangel an ausgebildeten Fachkräften, an Ingenieuren, Chemikern und vor allem an Facharbeitern.

Eine Reise durch die Türkei ist auch heute noch ein Abenteuer. Europa ist so fern, wie ein schöner Traum der Bequemlichkeit. Hier setzt man sich täglich auseinander mit der Natur, den miserablen Straßen, der Unterkunftsfrage und der kaum bekannten Sprache. Serpentinafen, Abgründe, Staub und Schmutz, Sandverwehungen. Vom Schütteln des Wagens wird einem ganz übel im Magen, der leer ist, denn als man um fünf Uhr morgens startete, gab es nur ein paar Kekse und einen Schluck aus dem Wasserkanister. Um zwei Uhr mittags entdeckt man, daß man hungrig ist und verspeist einige Apfelsinen. Wenn man abends das Zelt in

einer unwirtlichen Gegend aufschlägt, wo man nie weiß, wie die Bevölkerung reagiert, ist man längst viel zu erschöpft, um noch etwas zu essen.

In dieser Landschaft blicken die kleinen Hüte-
jungen am Rand des Weges dem Auto schon
von weitem entgegen, die Hand ernst grüßend
an die Mütze gelegt. Ein kleines Mädchen reitet
mutterseelenallein auf einem Esel durchs Ge-
birge. Diese Kinder sind schon wie ihre Mütter
gekleidet und wirken mit dem großen Kopftuch,
dem langen, weiten Rock oder den dicken, un-
förmigen langen Hosen wie Imitationen der
Erwachsenen. Sie müssen auch entsprechend
arbeiten, z. B. große, schwere Wassereimer
schleppen. Natürlich nur die Mädchen, denn
die Knaben werden von klein auf für ihre künf-
tige Herrscherrolle erzogen. Sie sind etwas
Besonderes kraft ihres Geschlechts. Wenn sie
herangewachsen sein werden, werden es die
Frauen sein, die die Hauptarbeit auf dem Lande
leisten. Als Mann hat man höhere Aufgaben:
im Dorfcafé sitzen, um die neuesten Nachrich-
ten zu erfahren, die „Geschäfte“ zu tätigen und
überhaupt die Verantwortung zu tragen!
Immer wieder wird man in der Türkei darauf
hingewiesen, daß man sich in einem europä-
ischen Lande befindet, daß die Türken Euro-
päer sind. Es wird betont, daß sie modern sein
wollen, ja daß sie bereits moderne Menschen
seien. Und dann wird man zu einem der vielen
Denkmäler von Atatürk geführt, dem das Land
seinen europäischen Kurs verdankt. Atatürk
schuf in den zwanziger Jahren aus den Resten
des alten Osmanischen Reiches, aus einem zu-
letzt von vielen Fremdmächten besetzten Ge-
biet, die heutige Türkei, sicherte die Grenzen
und begann ein großes Reformwerk, dessen
Ziel ein europäisches, modernes Land war.
Er schuf neue Gesetze nach Schweizer Vor-
bild, trennte Kirche und Staat, begann, Schleier,
Fez, Turban und Vielehe abzuschaffen, er-
setzte die schwierige arabische Schrift durch
die lateinische und modernisierte die türkische
Sprache. Er ging selbst von Dorf zu Dorf und
hielt Unterricht unter den zahllosen Alpha-
beten. Was er sich vorgenommen hatte, ist je-
doch ein Werk von solchen Ausmaßen, daß es
von einer Generation nicht zu bewältigen ist.
Atatürk starb bereits im Jahre 1938 und konnte

Szene aus dem Kampf der Studenten gegen die korrupte Regierung

nur einen ganz geringen Teil seiner Pläne ver-
wirklichen. Heute noch wird er wie ein Vater,
ja, wie ein Heiliger vom Volke geliebt, vor allem
von der Intelligenz des Landes. Sein Bild hängt
in jedem Hause, Bücher über ihn werden wie
kostbare Schätze gehütet, und wenn an sei-
nem Todestag im Radio seine Stimme gesen-
det wird, sitzt man davor und weint. Atatürk ist
das Sinnbild für eine bessere Zukunft.
Atatürks Hoffnung war die Jugend. Auf sie
war seine Aktivität gerichtet, ihr vertraute er
sein Testament an, das heute in jeder Schule
einen Ehrenplatz an der Wand hat, das an sei-
nem Grabmal in Ankara eingemeißelt ist. In
ihm beschwört er die türkische Jugend, immer-
dar die Republik zu schützen, selbst wenn sie
von Feinden umringt oder besetzt sein sollte,
ja selbst wenn charakterlose Leute versuchen
sollten, sie dem Feinde zu verkaufen oder
zugrunde zu richten. Auch unter diesen schwie-
rigen Bedingungen solle sie nie diesen Ge-
danken aufgeben, denn eine starke Waffe
bleibe ihr auch dann, wenn sie äußerlich ohn-
mächtig erscheine: das Blut, das in ihren Adern
kreist. Für die Jugend richtete Atatürk am
23. April einen Kindertag ein, an dem Jahr für
Jahr zwei Kinder von jeder Schule seine per-
sönlichen Gäste und später die eines hohen
Staatsbeamten waren. Für sie gab es den Tag
der Jugend am 19. Mai, an dem im Stadion von
Ankara große sportliche Veranstaltungen der
Schüler und Studenten stattfanden. Von all
dem ist nicht viel übrig geblieben, denn das
Werk Atatürks wurde von seinen Nachfolgern,
der kürzlich gestürzten Regierung Menderes,
verraten. Kein Schulkind wird am Kindertag
mehr eingeladen, nur einige schulfreie Stun-



den ersetzen den einst großen Tag, der an den
Jahrestag der Eröffnung der 1. Nationalver-
sammlung unter Atatürk erinnern sollte. Aber
er ist nicht vergessen, und ich erinnere mich
des Augenblicks, da eine junge, moderne Tür-
kin mit Tränen in den Augen berichtete, wie
die Schuljugend von Istanbul am Kindertag,
kurz vor Beginn der Studentenunruhen, mit
einem Plakat durch die Straßen gezogen war,
auf dem stand: „Atatürk, wir leben in deinem
Geiste!“ Auch vom großen Fest der Jugend,
von den sportlichen Schauübungen in den
Stadien der Städte war in diesem Jahre nichts
geblieben als eine kümmerliche Kranznieder-
legung einer Gruppe von Pfadfindern am Denk-
mal Atatürks und Panzer rings um das Denk-
mal.

Jugend stürzt die Regierung

Wohl gibt es in der Türkei Frauen, die hohe
Positionen in Staat und Wirtschaft einnehmen,
wohl gibt es eine gebildete Schicht, die euro-
päisch lebt, aber sie ist dünn und vor allem auf
die wenigen Städte beschränkt. Die Regierung
Menderes/Bayar aber, der es um persönliche
Macht ging, welche die der Wirtschaft so no-
twendig fehlenden Gelder für Prestigezwecke
verschleuderte, stützte sich auf die große
Masse der unwissenden Bauern, beseitigte die
unter Atatürk geschaffenen Kulturzentren auf
dem Lande, förderte den Bau von Moscheen
auf Kosten des Schulbaues, drückte ein Auge
zu, wenn die Männer ihre Frauen zwangen, sich
wieder zu verschleiern, und tat kaum etwas
gegen die noch immer illegal existierende
Polygamie. Diese Regierung besaß in keiner
Weise die Sympathie der Jugend, vor allem
der studentischen Jugend. Besonders die Mäd-
chen kämpften in den Wochen vor dem Regie-
rungsumsturz wie Löwinnen für die Freiheit,
sie bewiesen einen Mut, den ihnen niemand zu-
getraut hätte. Es war eine Studentin, die am
ersten Tag der Unruhen in Istanbul dem Poli-
zisten ihren hohen, spitzen Schuhabsatz ins
Gesicht schlug, als er den Rektor ihrer Univer-
sität blutig ohrfeigte. Sie mußte es mit dem Le-
ben bezahlen, und der Kommilitone, der sich
schützend vor sie stellte, starb mit ihr. Auch

unter den toten Studenten von Ankara war ein
Mädchen, das von den Hufen der Polizeipferde
zerstampft wurde. Die Schülerinnen des Leh-
rerseminars von Ankara empfingen Adnan
Menderes mit Steinwürfen, als er mit ihnen
reden wollte, sie bespion und beschimpfte;
ihn, so daß er den Rückzug antrat. Aber die
Mädchen besaßen auch den Mut zur geistigen
Auseinandersetzung. Eine Jurastudentin
wagte es, Menderes ins Gesicht zu sagen:
„Herr Menderes, Sie berufen sich auf die
Bauern. Die Bauern haben keine Ahnung!
Wir Jurastudenten aber lernen die Gesetze
und wir sehen, welche Fehler Sie machen!“
Wie eine Welle der Auflehnung, der Aufopfer-
nung für die Freiheit ging es in den Tagen nach
dem 27. April durch die Städte der Türkei. Die
Zahl der Studentenopfer ist in europäischen
Zeitungen niemals in ihrer wahren Höhe ange-
geben worden, und die meisten Dramen, die
sich in dieser Zeit abspielten, drangen nicht
nach außen. Niemand hörte etwas von dem ver-
wundeten Studenten, der mit einem Kopfschuß
ins Krankenhaus gebracht wurde und der, als
er zu sich kam, sagte: „Wenn ich nur schnell
gesund werde, damit ich wieder hinausgehen
kann, um zu demonstrieren!“ Niemand kennt
den jungen 23jährigen Mann, der seinem Vater
zurief: „Vater, ich gehe sterben und du sprichst
von deinen persönlichen Dingen!“ Und nie-
mand erfuhr etwas von dem Offizier, der den
Befehl zum Schießen auf die Studenten von
Ankara geben sollte und der es vorzog, statt
dessen sich selbst zu erschießen, weil auch er
einen Sohn unter den demonstrierenden Stu-
denten hatte, weil er sich allen Studenten
gegenüber als Vater fühlte.
Diese Ereignisse haben bewiesen, daß die
türkische Jugend gewillt ist, das Testament
Atatürks zu vollstrecken, und es ist zu hoffen,
daß sich die Männer, die das Schicksal des
Landes jetzt in ihre Hände genommen haben
oder die es nach den in Aussicht gestellten
Wahlen lenken werden, einer solchen Jugend
würdig erweisen.

Fotos: Donner (3), Keystone (1)

Eine böse, hinterhältige Sitte

Angeklagt von Waldemar Kelberg

Illustriert von Joachim Braatz



Wenn sich mehrere Burschen zusammen tun, um Mitternacht über einen ahnungslosen, schlafenden Menschen herfallen und diesen rücksichtslos zusammenschlagen, so sprechen selbst die Juristen in diktatorischen Ländern von dem Tatbestand des Überfalls und der Körperverletzung. Zumindest dann, wenn man die Täter zur Anzeige bringt oder sonstwie etwas von einem solchen Vorfall ruchbar wird. Und in unseren Breiten dürfte erst recht kein Zweifel daran bestehen, daß eine solche Tat hinterhältig ist und daß es für sie keine Entschuldigung gibt.

So standen denn in diesen Tagen vor einem Schöffengericht in Wiesbaden drei junge Menschen, die wegen einer solchen Tat vom Staatsanwalt angeklagt waren. Ordnungsgemäß bemühte man den jahrhundertalten Paragraphen der Körperverletzung. Aber seltsam: Ehrbare Männer und Vertreter des Rechts ließen sich plötzlich in eine Diskussion darüber ein, ob die Tat der jungen Burschen nicht unter bestimmten Voraussetzungen straffrei oder zumindest strafmildernd behandelt werden müsse. Und das könnte doch sein, wenn die jungen Herren für ihren Zweck den seltsamen Brauch des „heiligen Geistes“ bemüht hätten, um den so seltsam Geprügelten zu „erziehen“? Grund genug, um sich den nächtlichen „Strafvollzug“, jenen legendären „heiligen Geist“ einmal bei Licht zu besehen, während sich die Juristen voraussichtlich noch über einige kostspielige Instanzen hinweg herumstreiten werden. Wo Menschen, nicht nur junge Menschen, in einer Gemeinschaft Tag und Nacht zusammenleben müssen, gibt es immer „schwarze Schafe“, Außenseiter und Einzelgänger, oder aber auch Verirrte, die mit dem in solchen Gemeinschaften notwendigen Kameradschaftsgeist auf dem Kriegsfuß stehen. Dieses Problem findet man in Jugendherbergen, Zeltlagern, in Schulen und Lehrlingsunterkünften, so also auch in Kasernen. Und von alters her hat die Gemeinschaft immer einen ordentlichen Weg gefunden, um die Wahrheit zu suchen und unter Umständen einen Mißstand abzustellen. Wer kennt nicht die Lagergerichte, die, in demokratischer Wahl zusammengestellt, den kleinen Zuckerdieb bestrafen oder andere, echte Unkameradschaftlichkeiten rügen? Wer kennt nicht die Vertrauensleute in den Schullandheimen, die ungerechte Beschuldigungen sorgfältig untersuchen und den Heimfrieden wieder herstellen? Das alles geschieht im Einvernehmen mit der notwendigen Ordnung innerhalb einer kleinen Gemeinschaft, wie im Großen schließlich Schöffen- und Schwurgerichte den Schädling an der Gemeinschaft unter Strafe stellen.

Was ist nun aber, wenn die Mehrheit der Gemeinschaft unter einer falschen Vorstellung lebt und nur der angeblich schädliche Einzelgänger im Recht ist? Wer die diktatorischen Jugendorganisationen kennt, weiß um dieses Problem. Denn dort

kann es vorkommen, daß die Gemeinschaft den falschen Weg des Diktators huldigt und jeden als „schädlichen Fremdkörper“ betrachtet, der sich diesem Geist nicht unterordnen will. Und da dem jeweiligen Diktator nicht immer gleich die gesetzlichen Mittel zur Verfügung stehen, duldet er mit Wonne, wie die Masse seiner Mitläufer zur Selbstjustiz ohne Paragraphen greift. Und diese Selbstjustiz scheut naturgemäß das Tageslicht. So entstand vor vielen hundert Jahren die recht seltsame Strafmethode des „heiligen Geistes“. Man könnte fast klassisch mit dem Satz beginnen: „Schon die alten Germanen ...“.

Da dieser „heilige Geist“ nur die Dunkelheit liebt, bezichtigt er sich schon von selbst der erwiesenen Ungerechtigkeit. Denn Gerechtigkeit braucht das Licht nicht zu scheuen, das ist eine Binsenweisheit.

Stellen wir uns einmal eine Kompanie Soldaten vor. Der Kompanieführer hat seinen Auftrag, an den er glaubt. Er hat den Auftrag, aus seinen Untergebenen eine gefügige, brauchbare Masse von – na sagen wir – „schneidigen Kerlen“ zu machen. Jetzt ist aber einer unter den Soldaten, der die Unnötigkeit der „Schleiferei“ und des Drills erkennt oder der einfach nicht seine körperliche Gesundheit wegen eines übereifrigen Vorgesetzten aufs Spiel setzen will. Er singt nicht überlaut weil ihm einfach der Hals schmerzt und er rennt beim „Dreimal-Linksschwenkt“ nicht so schnell wie die anderen, weil sonst sein schwächeres Herz weh tut. Der Vorgesetzte hat keine Mittel, aus dem „schwarzen Schaf“ Reserven herauszuholen, denn selbst ein Militärpsychologe muß zugeben, daß sich die Grenzen der menschlichen Reserven selbst durch eine gründliche Untersuchung nie genau festlegen lassen. Und der Vorgesetzte wird sich hüten, seine Karriere wegen eines Disziplinarverfahrens aufs Spiel zu setzen, weil er den Außenseiter bis zum echten körperlichen Zusammenbruch zuschanden befiehlt. Da gibt es einen anderen Weg, den Weg, der Kollektivstrafe mit dem Hintergedanken, daß sich eine Gemeinschaft schon selbst erzieht. Die Kompanie kommt zu spät zum Essen – weil einer nicht schnell genug rannte; die Kompanie darf nicht auf Stadurlaub – weil einer zu leise gesungen hat; die Kompanie muß Strafexerzieren – weil einer nicht zackig genug grüßte. Und das wird der Kompanie eines Tages zuviel. Sie sinnt nach einem Ausweg. Man muß den Außenseiter bestrafen. Und da auch das wiederum in aller Öffentlichkeit mit gutem Grund verboten ist, wählt man die Nacht, wählt man die Anonymität, wählt man die Hinterhältigkeit. Jawohl, nichts anderes ist der „heilige Geist“, der wieder unter uns ist und schweren Schaden an der Freiheit der Persönlichkeit anrichtet.

Zur Vorgeschichte des „heiligen Geistes“ sei noch gesagt, daß er im vergangenen „tausendjährigen Reich“ wahre Orgien

feierte, übernommen aus einer Zeit der Kadettenschulen und der friderizianischen Internate. Man kann selbst bei Schiller nachlesen, wie niederträchtig und demütigend schon er solche Strafmethoden zur angeblichen „Selbsterziehung“ innerhalb der Gemeinschaft empfand. Und zu seiner Zeit unterschieden sich die Diktatoren von denen des Dritten Reiches auch nur in der Uniform und im Sprachgebrauch. Warum aber in Dreiteufelsnamen mischt sich dieser Ungeist wieder und ausgerechnet in eine Zeit, in der man nicht genug Farbe hat, um das Wort Freiheit überall anzupinseln? Strotzt nicht jede prominente Rede von dem Ruf nach Gerechtigkeit?



Aber kehren wir zurück zu dem Prozeß in Wiesbaden, wo man über drei junge Burschen zu Gericht saß, die in der jungen Bundeswehr einen Mitmenschen wegen angeblich unkameradschaftlichen Verhaltens im Schlaf kurz vor Mitternacht überfielen und ihn gemeinschaftlich mit Riemen und Fäusten traktierten. Waren denn jene „Richter“ mit ihrem „heiligen Geist“ kameradschaftlich? Und woher hatten sie diesen seltsamen Brauch? Irgendwer muß ihnen doch davon etwas gesagt haben? So behauptete auch ein Angeklagter, daß ihnen dieses Verfahren von dem Vorgesetzten empfohlen worden sei, daß dieser Vorgesetzte gesagt habe, daß man solche Dinge „intern“ regelt.

Obwohl für das Gericht der Tatbestand der Körperverletzung doch außer Frage stehen mußte, ließ es noch nach den klaren und eindeutigen Strafanträgen des Staatsanwaltes eine Zeugendiskussion zu, um den möglichen Ausnahmezustand des „heiligen Geistes“. Und diejenigen, die daran herumdutelten, ob man den „heiligen Geist“ nicht als strafmildernd oder strausschließend hinstellen müsse, sahen so aus, als hätten sie eine einschlägige Erfahrung in früheren Jahren auf diesem Gebiet gesammelt. Nun, die Juristen und die Militärsachverständigen werden sich noch eine Weile weiterstreiten. Aber dieser Streit ist so ekelerregend, weil es eigentlich außer Frage stehen mußte, daß man selbst einen Schwerverbrecher nicht nachts im Schlaf überfällt und ihn verprügelt, bestimmt dann nicht, wenn man noch nicht einmal seine Schuld durch ein ehrliches Verfahren, das nicht das Licht der Öffentlichkeit scheuen darf, erwiesen hat. Und wie groß war denn das angebliche unkameradschaftliche Verhalten des Verprügelten, daß selbst die Vorgesetzten keinen Paragraphen und keine Bestimmung hatten, dieses Verhalten auf einem ordentlichen Wege zu rügen?

Aber die Diskussion um den Wiesbadener Prozeß hat noch etwas getan: Sie hat bisher schweigende Mitwisser auf den Plan gerufen, Heimleiter, Jugendherbergsväter, Landschullehrer und Jugendgruppenleiter, Leute, die entsetzt offen zugeben mußten, daß der „heilige Geist“ auch heute schon wieder nicht nur in den Kasernen der Bundeswehr sein Unwesen treibt. Es fängt mit leicht harmlosen Scherzen an. Irgendein Außenseiter, ein schwarzes Schaf oder ein etwas ängstlicher Junge wird des Nachts auf recht unliebsame Art geweckt, die Kameraden haben sich Betttücher umgehängt, sie spielen Gespenster mit oder ohne Geräusch, der Weg bis zur schallenden Ohrfeige als angeblicher „Denkzettel“ ist nicht mehr weit. Und schließlich kommt es bei diesen Mitternachtsaktionen zu gemeinen Prügeleien, bei denen meistens mehrere Burschen einen einzelnen überfallen, im Eifer des Gefechts, angestachelt durch niedere Instinkte, nicht mehr wissend, wie und wo sie zuschlagen, wo sich selbst der größte Feigling freut, endlich einmal ohne Gefahr zuschlagen zu dürfen. Jawohl, das ist der von recht seltsamen Erwachsenen zur „Selbsterziehung“ gepriesene „heilige Geist“! Eine Aktion, wie sie hinterhältiger und gemeiner gar nicht sein kann, versehen mit allen Attributen des schlechten Gewissens.

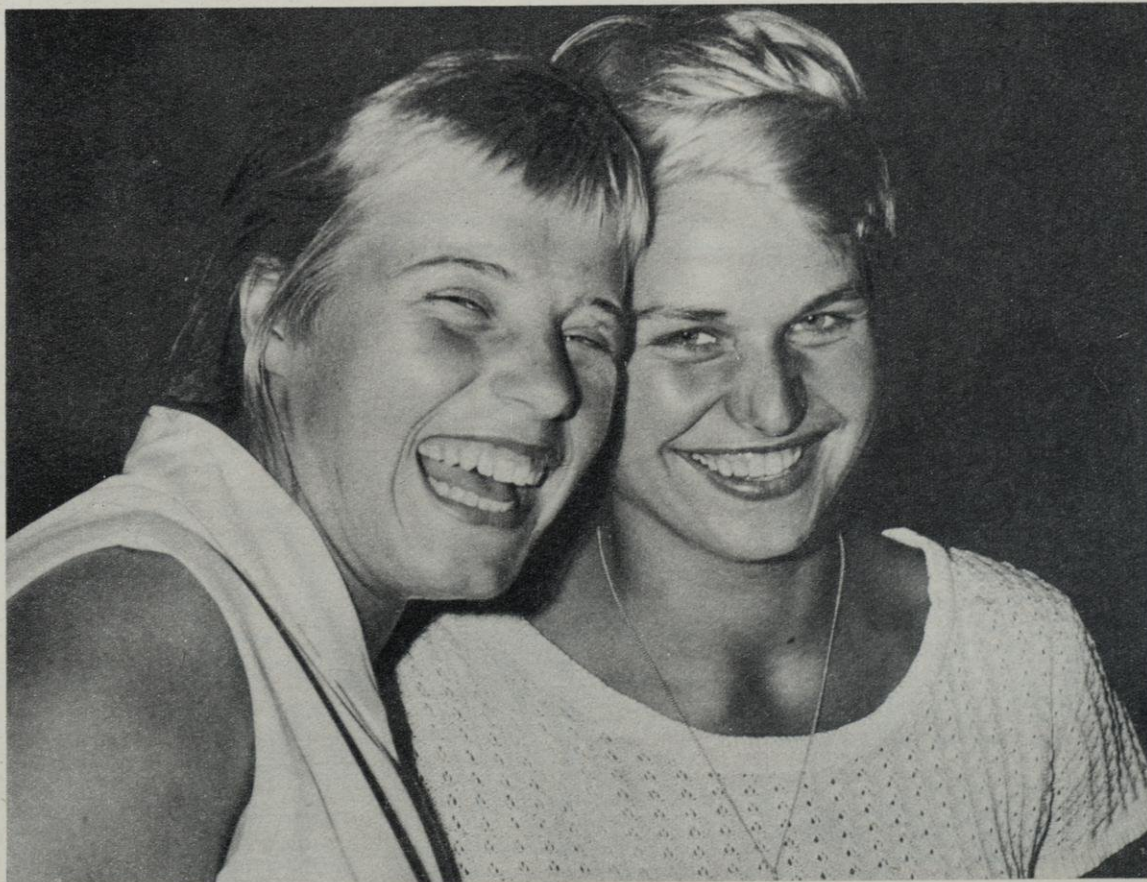
Bleibt nur noch die traurige Pflicht, zu berichten, was uns ein Fürsorger und ein Gerichtsmediziner sagten. Es hat Fälle gegeben, wo der „heilige Geist“ Menschen einer jungen Gemeinschaft für das ganze Leben einen unauslöschlichen Stempel aufgedrückt haben, Gedemütigte, die nachts nicht mehr ruhig schlafen können, bis ins hohe Alter hinein, die nicht vergessen können, die später aus verblendeter und verzweifelter Rachsucht auf falsche Wege gekommen sind, nicht genug, junge Menschen, die in ihrer Ausweglosigkeit Selbstmord verübten. Von den rein körperlichen Schäden einmal abgesehen. Vor Jahren hat irgendein englischer Filmreißer einmal einen solchen „heiligen Geist“ in den Mittelpunkt der Handlung gestellt. Da wurde ein Student wegen angeblich unkameradschaftlichen Verhaltens nachts im Hallenbad an einer Schwimmangel aufgehängt und solange ins Wasser gelassen, bis der Körper vor Luftnot blau und ohnmächtig wurde. Der Regisseur vergaß nicht, die grandiose Wirkung dieser „Selbsterziehung“ innerhalb der Studentengemeinschaft zu rühmen. Ein deutscher Filmautor konnte es sich nicht verkneifen, das etwas umfrisierte Thema auch auf deutsche Verhältnisse umzumünzen und den Etonboys braune Uniformen anzuziehen. Nach dieser Vorlage wurde später in weiten Bereichen des jugendlichen Zwangsgemeinschaftslebens nach weiteren Einfällen gesucht, um sich einmal richtig sadistisch an einem wehrlosen Wurm auszutoben. Man hatte gedacht, daß nach einem gnadenlosen Krieg solche Auswüchse dem gerechten Respekt vor dem Mitmenschen Platz machen würde. Aber er ist doch wiedergekommen, jener unselige „heilige Geist“, er feiert fröhliche Urständ, ganz zur Freude derjenigen, die die zwangsläufig zusammenlebende Gemeinschaft nur als Mittel für ihren Zweck betrachten. Und dieser Unsinn scheint auch auf Gemeinschaften überzugreifen, die es tatsächlich nicht nötig hätten, die sich selbst zum eigenen nützlichen Zweck gründeten und nicht für den Zweck anderer von anderen gegründet wurden.

Der anrühige „heilige Geist“ dieser Art ist kein Geist für eine gesunde junge Gemeinschaft. Er ist der Ungeist der Feigen, der Rechtscheuen, der heimlichen und unheimlichen Diktatorenvasallen, es ist der Geist der unfreien Masse, der Geist schnöder Knechte und Unmenschen. Darum: Schlagt ihn, wo ihr ihn trifft! Aber nicht heimlich, nicht um Mitternacht, nicht anonym! Reißt denen, die sich nur in der Dunkelheit mutig fühlen, die Laken und Masken von den Gesichtern! Duldet in euren Gemeinschaften keine feige Lynchjustiz! Sonst, ja sonst werden wir alle eines Tages wieder symbolisches Opfer dieses Ungeistes sein ...



Gold, Silber und Bronze für Gesamtdeutschland in Rom. Fröhlich zeigt Ingrid Krämer aus der Ostzone ihre Goldmedaille, die sie im Kunstspringen errang. Inzwischen hat sie bereits zwei, denn sie siegte auch im Turmspringen.

Wiltrud Urselmann aus Krefeld (rechts), die im Brustschwimmen über 200 m die Silbermedaille gewann, mit Barbara Göbel aus der Ostzone, die dritte Preisträgerin im Brustschwimmen über 200 m. Fotos: Horst Müller/Schirner



Die Verwandlung

Erzählung von Heinz Albers

Illustrationen: Joachim Braatz



„Also?“ sagte er.
„Ich hab's ihm gekauft“, sagte sie und trat nun ganz ins Zimmer, ging einige Schritte auf ihn zu, aber blieb, bevor sie ihn erreichte, stehen und sah ihn an und sagte: „Ich konnte nicht anders. Er ließ nicht locker. Da habe ich's ihm gekauft.“

Sie stand still, als erwarte sie eine Antwort, aber er blickte sie nur nachdenklich an, und sie fühlte, wie sie unruhig wurde und begann mit ihrer Handtasche zu spielen, sie griff über das rauhe Leder der Tasche, preßte es, sie ließ die Tasche in ihren Händen hin und her gleiten, fühlte Bügel und Schloß hart und sagte: „Er spielt jetzt auf der Straße.“ Und als er immer noch schwieg: „Er wollte es doch haben!“

„Ja, ich weiß“ sagte er langsam. „Er wollte es haben, und er hat's ja auch bekommen.“
„Warum sollte er auch nicht? Er ist doch noch ein Kind!“

„Vielleicht“, sagte er, „vielleicht.“ Noch immer blickte er sie nachdenklich an, mit dem nämlichen gleichgültigen Gesicht, das sie so gut kannte, gegen das anzusprechen so gut wie sinnlos war, aber sie versuchte es.

„Deine Auslegungen“, sagte sie. „Sieh endlich ein, daß er noch ein Kind ist.“

„Beruhige dich“, sagte er. „Wir werden sehen. Wir werden erleben, was er damit machen wird. Immerhin finde ich es merkwürdig, daß er es mir nicht gleich zeigen wollte.“

„Aber du kennst ihn doch“, sagte sie. „Er ist so stolz darauf. Auf den Anzug, auf die Federn. Du hättest ihn sehen sollen. Er wollte es gleich den anderen zeigen. Er wird es dir nachher zeigen, bestimmt wird er es tun.“

„Sicher“, sagte er, „nachher wird er es mir zeigen.“

Sie hörte sofort den Unterton in seiner Stimme, dieses Absinken der Stimme ins Sanfte, Leise, fast Gemurmelte, dieser Unterton, der immer noch da war, als er sagte: „Ich hätte es erst meinem Vater zeigen wollen.“

„Ich bitte dich“, sagte sie schnell, „bestehe nicht auf etwas, was nicht ist. Ich wollte ja alles einpacken lassen. Ich wollte ja, daß er es erst hier im Hause anzieht. Aber er war nicht wegzubringen. Er bestand einfach darauf, den Anzug gleich anzuziehen. Da habe ich es ihm erlaubt.“

„Er kennt dich gut“, sagte er.
„Was heißt das“, sagte sie, „er kennt mich?“
„Deine Nachgiebigkeit“, sagte er. „Er weiß genau, daß er von dir alles bekommt.“

„Wenn du meinst“, sagte sie. „Aber du weißt gut, daß es Unsinn ist. Schließlich warst du auch einmal jung.“

„O ja“, sagte er. „Aber ich wollte damals keinen Indianeranzug haben, kein Gewehr, kein Messer.“

„Aus Holz“, sagte sie, „ein Holzmesser!“
„Auch kein Holzmesser“, sagte er. „Nichts wollte ich haben.“

„Aber du mußt doch als Kind irgendeinen Wunsch gehabt haben – oder?“

„Ja“, sagte er, „etwas wollte ich haben. Ich war wohl ein etwas altmodischer Junge. Ich wollte ein Aquarium haben. Aber ich habe es nie bekommen.“

„Du hast es mir nie erzählt.“

„Warum sollte ich das?“

„Aber jetzt“, sagte sie schnell, „jetzt“, und sie hob ihre rechte Hand und zeigte auf das Aquarium an der Zimmerwand, auf den eckigen Glasbehälter, in dem die Fische schwammen, „jetzt hast du es doch.“

„Jetzt ja“, sagte er. „Aber damals war's wichtiger. Nur wagte ich damals meine Eltern nie darum zu bitten, daß sie es mir kaufen sollten. Sie hätten's sicher gekauft. Aber ich konnte nicht. Das ist der Unterschied.“

„Hör auf“, sagte sie, „hör auf. Du kannst nicht sagen, daß er alles bekommt, was er haben

will. Du weißt es gut. Deine Vergleiche stimmen nicht. Er ist ein Kind, und ich bin überzeugt, in einigen Wochen wird das mit dem Indianeranzug auch vorüber sein.“

„Schön“, sagte er, „warten wir ab.“

Sie ging zum Fenster, wandte sich von ihm ab, so als wolle sie mit ihrem Tun bekunden, daß sie das Gespräch nicht fortzusetzen gedächte. Sie schob die Gardine beiseite und blickte hinaus. Er sah ihre vom Licht des Tages umflossene Gestalt, sah sie da stehen, etwas vorgeeignet: die Stirn, die sich der Scheibe näherte, ohne sie doch zu berühren, und Stille ging von ihr aus, Schweigen, und er vermochte nicht zu erkennen, wohin sie blickte, und dann hörte er, wie sie sagte: „Er ist jetzt auf der Straße. Ich kann nur seine Federn sehen. Er läuft hinter den Büschen herum.“

Er trat neben sie, aber nicht dicht an sie heran, und er sah die Federhaube, die am Ende des Gartens über den Büschen schwebte, über den Büschen hin und her glitt.

„Er scheint allein zu sein“, sagte er.

„Ja“, sagte sie. „Obwohl er den Anzug doch allen zeigen wollte.“

„Oder aber, sie bewundern ihn“, sagte er. „Sie stehen vielleicht nur da und sehen ihm zu. Soviel weiß er ja schon: wie man sich in Szene setzt. Wie man bekommt, was man haben will.“

Bevor sie noch etwas sagen konnte, sahen sie, wie der Junge plötzlich durch das offene Gartentor in den Garten lief. Er lief mit schnellen, kurzen Schritten über den Gartenweg, dann verlangsamt sich seine Bewegungen, und aus dem Lauf heraus begann er in kleinen Kreisen zu tanzen. Er tanzte mit gleichmäßigen, stampfenden Schritten. In der rechten, ausgestreckten Hand hielt er ein Spielzeuggewehr. In der linken Hand hielt er etwas, was sie nicht erkennen konnten.

„Was hat er da in der Hand?“ fragte sie, und er merkte, wie ihre Stimme zitterte und sagte: „Ich weiß nicht, ich kann's nicht erkennen. Aber ich kann's mir denken.“

„Was ist es?“ sagte sie.

„Beruhige dich“, sagte er, „er spielt ja nur.“ Sie empfand den Spott in seiner Stimme nicht. Sie preßte ihr Gesicht gegen die Scheibe, als glaube sie so besser erkennen zu können, was der immer noch im Stampftanz sich einherbewegende Junge in der Hand hielt, und erkannte es doch nicht, und lehnte sich zurück und hörte, wie er in ihre Bewegung hinein sprach: „Es ist sicher das Symbol für einen Skalp.“

„Skalp?“ fragte sie.

„Das ist so Sitte“, sagte er, „oder war doch so Sitte. Es steht in den Büchern. Wenn ein Indianer seinen Gegner getötet hat, dann muß er dem Getöteten als Beweis für sein Tun die...“
„Halt auf!“ Sie schrie es fast. „Ich will nichts mehr hören!“

„Es ist nur ein Grassoden“, sagte er, „den er in der Hand hat.“

„Er soll ihn wegwerfen!“

„Sag's ihm doch“, sagte er.

Sie sahen wie der Junge den Grassoden beiseite warf. Der Junge stand jetzt still. Er hob das Spielzeuggewehr, zog den Kolben des Gewehres gegen die Schulter und visierte die Büsche des Gartens an. Sie sahen, wie seine rechte Schulter zurückzuckte, sahen, wie er das Gewehr sinken ließ und jetzt ruhig dastand und die Büsche beobachtete, und wie er nach einer gewissen Zeit erneut das Gewehr hob, sich jetzt etwas schräg drehte und den Vorgang wiederholte, mit bedächtigen, genau abgemessenen Bewegungen, sicher, während die Federn seiner Kopfhaube leise schwankten und zitterten.

„Ich kann's nicht mehr sehen“, sagte der Mann. „Ich geh hinunter.“

Sie gab keine Antwort. Regungslos stand sie am Fenster und blickte auf den Jungen im



Der Flug

Von Hiltrud Anlauf

Illustration: Joachim Braatz

Indianeranzug hinab. Sie sah den Grassoden auf dem Weg liegen, dunkel auf dem kiesigen Grund des Weges, schräg schnitt der Schatten des Jungen drüber hin, löste sich und trieb ab und kam wieder zurück, und sie erinnerte sich plötzlich aller Geschichten, die sie gelesen hatte, als Kind, vor Jahren, jetzt kamen sie wieder empor, die Erinnerungen, und sie wollte das Fenster öffnen und den Jungen rufen, aber sie vermochte es nicht, und die kleine Gestalt unter der Federhaube verwandelte sich, sie erkannte sie nicht mehr, die sie doch zu kennen glaubte. Sie wollte sich abwenden, aber sie konnte es nicht.

Als der Mann aus der Haustür trat, suchte der Junge immer noch die Büsche ab. Das Spielzeuggewehr lag jetzt in seinem angewinkelten rechten Arm. Der Mann blieb auf der Treppe stehen. Im gleichen Augenblick drehte sich die kleine Gestalt im braungelben Indianeranzug dem Mann zu. Mit eingeübter Bewegung fiel der Arm des Jungen nach unten, und so, das Gewehr jetzt in der hängenden rechten Hand, pendelnd, kam der Junge langsam auf den Mann zu. Der Junge ging auf dem Rasenrand, lautlos.

Dann sahen sie, und sie sahen es zugleich, wie aus den Gartenbüschen eine Gestalt brach, in kurzen Hosen und weißem Hemd, klein und gedrungen, und der Mann erkannte den Jungen des Nachbarn und sah, wie er halbschräg, mit dem Rücken zu ihm, der immer noch auf der Treppe stand, auf den Jungen im Indianeranzug zulief.

Der Junge ließ den Kolben des Gewehres zu Boden gleiten, er hielt es jetzt am oberen Ende des Laufes, und der Mann dachte: Er weiß genau, wie man so etwas macht.

Der Junge machte einen Schritt auf den Jungen im weißen Hemd zu und rief mit hoher, schriller Stimme: „Verschwinde!“

Aber der andere lachte nur und rief, und lief schon nicht mehr, stand nur da: „Wie siehst du denn aus, he?“

Mit zwei, drei Schritten war der Junge heran. Der andere hatte keine Zeit mehr, auszuweichen, auch mochte er nicht erwartet haben, was jetzt geschah, denn er stand da, ohne die Hände abwehrend zu erheben. Der Junge riß den rechten Arm hoch, krampfte die Finger um den Lauf des Spielzeuggewehres und schlug mit wirbelnder, seine ganze Gestalt herumreibender Bewegung zum Kopf des anderen. Es gab einen leisen, kaum wahrnehmbaren Laut, als der Kolben des Spielzeuggewehres die Stirn des anderen traf. Aber immer noch stand der andere, wenn auch jetzt mit entsetztem Gesicht. Blut trat aus der Stirnwunde hervor, rann über seinen Nasenrücken und tropfte fleckig auf sein weißes Hemd.

Der Mann wollte rufen, er wollte auf die Kinder zulaufen, aber kein Wort entrang sich seinem Munde. Er sah, wie der Junge sich jetzt vornüberbeugte, wie er Kopf und Federhaube eng in die Schultern zurückzog und so gegen den anderen anlief, ihn umlief und sich dann, ohne sich hinzuknien, zu dem Liegenden hinunterbeugte und mit den Fingern seiner rechten Hand über die blutende Stirn des anderen strich und sich wieder erhob, ruhig und gelassen, und die blutbefleckte Hand emporhielt.

Und so, die Hand immer noch erhoben, das Gesicht immer noch unbeweglich, wenn auch schwerer atmend unter der verrutschten, schräg auf dem Kopf hängenden Federhaube, kam der Junge auf den Mann zu. Er hielt die Hand ausgestreckt, er hielt sie, die blutbefleckte, dem Mann entgegen.

Der Mann sah, daß die Hand des Jungen nicht zitterte.



Nach dem Streit verließ er die Wohnung. Er schlenderte langsam durch die Straßen und bemühte sich, nicht an die Stunde zu denken, die hinter ihm lag. Er ging zum Kaufhof und betrachtete die großen Schaufenster. Die Kunststoffpuppen lächelten gegen die Scheiben, und über dem Camping-Grill drehte sich ein Hähnchen aus Pappmaché. Als die riesigen Schwingtüren hinter den letzten Kunden geschlossen wurden, ging er zum Personaldurchgang. Nach zehn Minuten kam sie heraus. Ihr Rock wippte, und auf dem schwarzen Pullover baumelte die Kette, die er ihr geschenkt hatte. Sie kam schnell zu ihm herüber und hob sich dicht vor ihm fordernd auf die Zehenspitzen. Er zögerte und sah auf die geschwungenen Lippen in dem braungebrannten Gesicht. Es war ihm unangenehm, in der Öffentlichkeit zärtlich zu sein, er mochte das nicht, noch nicht einmal in der warmen Dunkelheit des Kinos verirren sich seine Hände, es gab so viele Möglichkeiten, den anderen auszuweichen, und es ging niemanden etwas an, wie er aussah, wenn er sein Mädchen küßte, die vorgebeugten Schultern, das Haar, das ihm in die Stirn fiel, die geöffneten Lippen und die Unruhe in seinem Gesicht, das ging niemanden etwas an. Nur ihn und sie. Das Mädchen wartete, und als er den Spott in den braunen Augen sah, beugte er sich flüchtig über sie. Sein Gesicht blieb verschlossen.

„Ich habe es ihm gesagt“, er ärgerte sich über seine Stimme, die ihm nicht gehorchen wollte, wenn er an den Nachmittag dachte. „Es ist aus, vorbei!“

Sie faßte nach seinem Arm. „Du“, sagte sie, und er wußte nicht, ob sie ihn verstanden hatte, „ich bin schrecklich durstig, den ganzen Tag über war das schon so. Ich war fünfmal an der Wasserleitung. Laß uns doch da drüben an der Milchbar etwas trinken. Ich habe drei Schaufenster in Ordnung gebracht, die letzten in der Schillerstraße. Du mußt sie dir morgen ansehen, ja?“

Sie standen vor der Ampel und warteten. Er sah den Autos nach, und zwischen seinen Augen wuchs eine steile Falte. Rekord, VW, Ford mit Overdrive, VW... warum waren diese Mädchen nicht anders? Wippende Röcke und der Kuß in der Straßenbahn, selbständig sein, das Leben genießen, die Sonnenseiten, versteht sich, sie hatte Schaufenster dekoriert, drei Stück in der Schillerstraße, und sie war fünfmal an der Wasserleitung gewesen, das war wichtig. Sein Vater hatte ihn geschlagen, weil er nicht Soldat werden wollte, Abitur, Kadettenschule, Generalstab, fertig, aus, er hatte sich nicht beherrschen können, er war voller Angst, und das machte ihn böse, „ihr seid gemein und ohne Verantwortung“, hatte

er gesagt, „ihr habt Europa kaputt gemacht, ihr habt den Terror geliebt, für jedes Pogrom ein Ritterkreuz, ihr habt euch nichts dabei gedacht, und nichts hat euch heilen können, ihr macht aus euren Söhnen neue Mörder“, sein Vater hatte ihn stumm und heftig ins Gesicht geschlagen, und dann war er gegangen, und er wußte nicht, was nun geschehen sollte, das war bedeutungslos, aber sie hatte Schaufenster dekoriert und Porzellan auf der Tischplatte hin und her geschoben, ein bißchen nach rechts, ein bißchen nach links, und das war wichtig.

Er öffnete die Tür und ließ sie vorangehen. Sie setzten sich an den letzten Tisch, und er bestellte ihr einen Ananascocktail. Sie sog am Strohalm. „Und nun erzähle! Du hast es ihm gesagt? Du hast ihm gesagt, daß du nicht zum Militär willst?“

So war sie also. Sie machte eine Cocktailparty aus der härtesten Stunde seines Lebens. Sie fischte die Ananasstückchen heraus und wartete darauf, daß er sich als Held erweise, als Held und Sieger. Sein Vater hatte ihn geschlagen, ins Gesicht, mit der offenen Hand, und sie hatte währenddessen in einem Schaufenster gestanden.

„Du hättest ja selbst die Uniform ganz gern gesehen“, sagte er böse.

„Nicht unbedingt! Bestimmt ist es keine schlechte Sache. Du machst doch bald das Abitur, und dann ist es ziemlich einfach. In zwei Jahren bist du sicher schon Leutnant. Gefahrlos ist es auch, und man kann davon leben. Stell dir vor, du müßtest noch jahrelang studieren! Du hast früher niemals so entschieden ‚nein‘ gesagt. Du hattest nichts dagegen. Dein Widerstand fing erst nach jenem Sonntag an, nach diesem dummen Flug. Wenn ich dabei gewesen wäre, hätten wir gelacht, und alles blieb so, wie es war. Aber du hast mich ja zu Hause gelassen!“

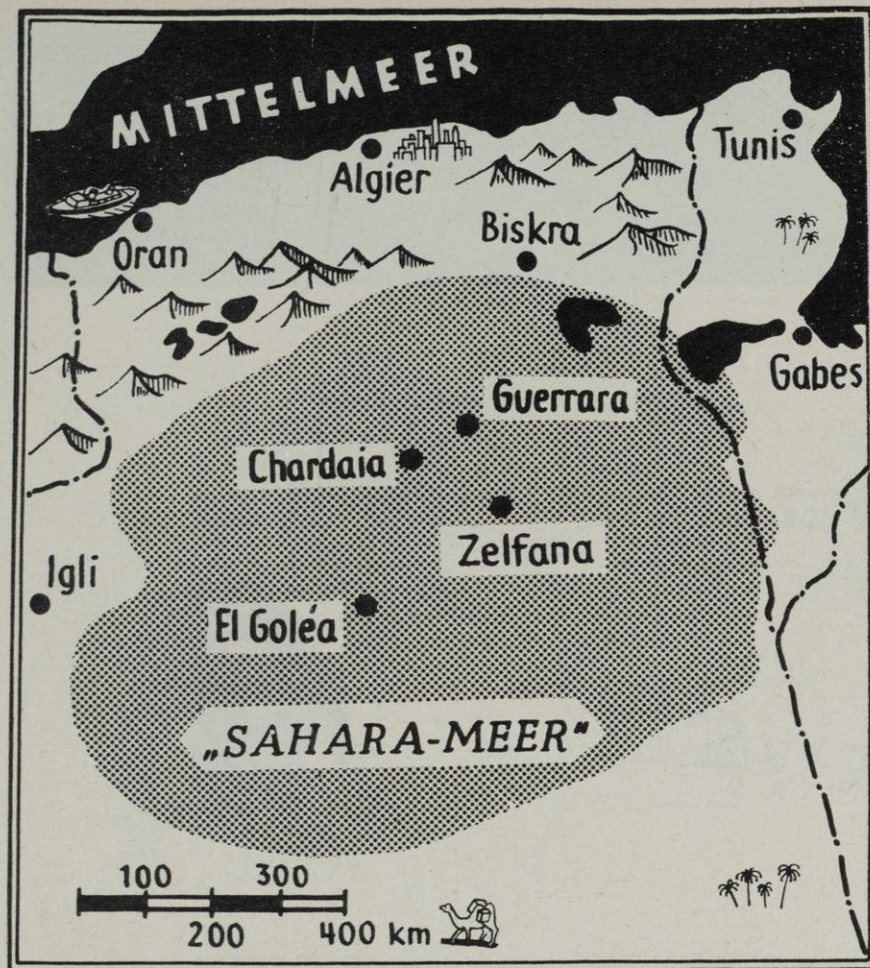
Er startete auf seine Hände. Ja, er hatte sie zu Hause gelassen. Er wußte, daß es ein Experiment war, und ihre helle Stimme sollte ihn nicht stören, weder die Stimme noch der Rock, der über den Knien verrutschte. Er ging allein zum Flugplatz. Er bezahlte und kletterte weit draußen, fern den großen Betonpisten, mit vier anderen in den engen Rumpf. Sie schlossen die Kanzel aus Plexiglas, der Motor heulte, die kleine Maschine raste über die Wiese, schnell, schneller als jedes Auto, in dem er gesessen hatte, die Bäume wirbelten vorüber, und dann hob sie sich ab. Sie streckte den Propeller steil in die Luft, und das Schwergewicht preßte die Insassen an die Kabinenwand. Der Pilot schraubte die Maschine in weiten Schleifen

hinauf. Der Wind piff in den Tragflächen. Als er hinunterblickte, begriff er es endlich. Er begriff alles. Zusammengeschmolzene Straßen, verschachtelte Häuserblöcke, geschrumpfte Sportarenen, tote Grünflächen, eintönige Schrebergärten zwischen Erde und Wald. Eine Welt ohne Menschen, ohne Leben, hochgezüchtete Materie, fern, weit weg, ein paar Zentimeter Metall unter den Füßen, nicht mehr, über dem Kopf den dämmernden Abendhimmel, in den Ohren das dumpe Knattern des Motors, fremd, losgelöst, Bürger einer anderen Welt, kalt, nüchtern, allein. Plötzlich wußte er, wie es gewesen war, damals, in jenem Jahr, in dem er geboren wurde, in dem Jahr, in dem die Japaner Ostasien eroberten und die Truppe seines Vaters am Horizont die Berge des Kaukasus erblickte, grauenvoll war es gewesen, Bürger einer anderen Welt, allein, verroht, voller Angst, sie saßen in den Bomben wie Götter einer neuen Zeit, kilometerhoch über den Städten, sie vergaßen das Leben, das sie nicht sahen, sie drückten auf die Knöpfe, kalt, nüchtern, allein, die Schächte öffneten sich, die graue Last stürzte hinaus, verschwand, und dann pufften weiße Wölkchen auf in dem Marmor der Städte, und nachts flackerten die Feuerchen, kleiner als Streichholzflammen, sie drehten ab und flogen nach Hause, sie legten sich in die Betten und schliefen, sie erzeugten Kinder und lehrten sie, nicht anders zu sein. Er hatte den breiten Haltegriff geöffnet und war mit steifen Beinen ausgestiegen. Seit diesem Flug wußte er, daß sein Vater vergeblich hoffte. Er wollte sich der Tradition nicht beugen, er verlegnete den Obristen aus dem Ahnenpaß, der bei Leuthen gefallen war, er ging nicht zum Militär. Er hatte es gesagt und sein Vater hatte ihn geschlagen. Und dieses Mädchen meinte, es sei ziemlich einfach und man könne davon leben. Sie dekorierte unterdessen die Schaufenster.

Er sah verstört auf. Sie schob den Becher fort, und die Kette, die er ihr geschenkt hatte, baumelte zwischen den Brüsten. Er würde sie nach Haus bringen und im Hausflur küssen. Sie würde ihn auch morgen am Personalausgang erwarten und durstig sein. Warum war sie nicht anders, warum nicht?

Sein Vater hatte ihn geschlagen, und die Welt war verändert. „Was hast du heute nur?“ fragte sie und schüttelte verwundert den Kopf, „so schlimm ist das doch nicht! Ihr werdet euch schon wieder vertragen. Dein Vater will dir bestimmt nicht schaden!“

Er nickte müde und abwesend. „Schon gut“, sagte er, „ich habe es endlich begriffen. Ich habe alles begriffen. Wir wollen gehen.“ Und er winkte dem Kellner, ohne ihr erstauntes Gesicht zu bemerken.



Die punktierte Fläche ist die Größe der Wasserblase unter der Sahara

Die Wüsten sollen fruchtbar werden

August 1960. „Die riesigen Weiten der Ozeane beherrschen die Weltkarte, und nur etwa ein Viertel der Globusoberfläche ist Land. Das kultivierte Land jedoch umfaßt nur ein Zehntel der ganzen Landoberfläche, also 1,5 Milliarden Hektar. Auf diesem Boden müssen heute 2,7 Milliarden Menschen leben - um das Jahr 2000 werden es fünf bis sechs Milliarden sein! Das kultivierte Land ist also recht klein gegenüber den Wüsten und Halbwüsten, die mehr als ein Drittel allen Landes ausmachen.“

Mit diesen Feststellungen beginnt ein Bericht der UNESCO über ihr großes Forschungsprogramm für die ariden Zonen. Die Mehrzahl der ariden Länder der Erde ist durch einen intensiv blauen Himmel, heftige Temperaturunterschiede, Trockenheit der Atmosphäre und nur gelegentliche Regenfälle gekennzeichnet, die insgesamt in einem guten Jahr nicht mehr als höchstens 250 Millimeter ausmachen. Bestenfalls bedeckt eine magere, an die Trockenheit durch Dornen, Blattabwurf und andere die Verdunstung herabsetzende Erscheinungen angepasste Vegetation den Boden. Die Umweltbedingungen stellen auch an die Tierwelt nur noch schwer erträgliche Anforderungen; denn niemals endet der Mangel an Wasser, der Mensch, Tier und Pflanze quält. Wasser ist das große Problem aller ariden und meist auch noch der halbariden Gebiete, also aller Wüsten und Steppen.

Die aride Zone der Erde umfaßt die großen Wüsten: Sahara (6 500 000 qkm), Inner-Australien (2 800 000 qkm), Turkestan (2 300 000 qkm), Arabische Wüste (1 300 000 qkm), Wüsten im Westen der USA (90 000 qkm). Mehr als 50 Länder haben aride und semiaride Landesteile innerhalb ihrer Grenzen. Das harte Ringen um die Existenz des Lebens hat in den Wüsten dazu geführt, daß sie nur sehr dünn besiedelt sind. Die Wüstenvölker sind im allgemeinen nicht sesshaft; als Nomaden wandern sie mit ihren Herden von Ziegen, Schafen und Kamelen den Regenschauern nach, die in kürzester Zeit eine dünne Grasdecke und Weidepflanzen hervorbringen können. Ganze Völker sind deshalb in den ariden Zonen zu einem überaus niedrigen Lebensstandard verurteilt.

Nicht immer waren die Wüsten so trostlos, wie sie uns heute erscheinen. Viele einstmalig blühende Zivilisationen sind in ihnen untergegangen. Im Lande des Tigris, des Euphrats, des Indus und des Nils, in Nordafrika und im Mittleren Osten, ja selbst in den verlassenen Teilen Zentralasiens beweisen Ausgrabungen, daß weitläufige und intensive Bewirtschaftung durch große Völkerstämme in der Vergangenheit möglich war. Mit Feuer und Axt hat der Mensch die Feuchtigkeit spendenden Wälder gerodet; seine Weidetiere halfen ihm dabei und tun es noch. Man kann durchaus nicht immer Klimaveränderungen für den vielfachen Untergang verantwortlich machen. Fachleute berichten, daß arabische Ruinen und römische Wasserleitungen ebenso wie historische Bauten die Kontinuität von Kulturpflanzen und Kultivierungsmethoden erkennen lassen. Wälder gehen der Zivilisation voraus, Wüsten aber folgen ihr nach.

Aus solchen Erkenntnissen heraus haben sich die Vereinten Nationen des ungeheuren Problems der ariden Zonen angenommen, denn für sich allein vermögen es die einzelnen Länder nicht zu lösen. Die ersten Fragen, mit denen man sich befaßte, waren: Wie kann mehr Wasser, mehr fruchtbarer Boden erschlossen werden? Wie kann man die Pflanzenwelt in die ariden und halbariden Zonen zurückbringen? Wie bringt man das Salz aus dem Boden und aus dem Wasser heraus, damit man die Wüste kultivieren kann? Wie könnten Wind und Sonne die notwendige Energie liefern? Statistisches Material über Niederschläge, Temperaturen, Frostgefahr, Wind, Sonne, Tau und Verdunstung war zu sammeln, da die landwirtschaftliche Erzeugung von diesen Daten abhängt. Weiter mußte man in Erfahrung bringen, wie die lebenden Wesen - Mensch, Tier und Pflanze - sich an wüstenhafte Lebensbedingungen angepaßt, zu ihrer Verbesserung beigetragen oder sie verschlechtert haben. Besonders wichtig war der Blick in die Zukunft. Welche Auswirkung wäre von einer Veränderung der Landnutzung auf nomadische Bevölkerungen und solche mit festen Wohnsitzen in den jeweiligen Gebieten zu erwarten? Wie würde das traditionelle soziale Leben dieser Bevölkerung von Änderungen der Agrarstruktur

tur beeinflusst werden und wie könnte man die Anpassung von Einwanderern an diese Umwelt fördern?

Alle Naturwissenschaften erhielten ihre Aufgaben: Geologen und Geophysiker erbringen Aufklärung über Gesteine, Mineralien, Boden, Erdöl, fossile Pflanzen und Tiere, Wasservorräte oder Erdkrustenbewegungen. Geomorphologen haben geeignetes Siedlungsland ausfindig zu machen. Landwirtschaftssachverständige und Forstleute tragen die Hauptlast. Große Hoffnungen setzen die Forscher nun auf das in den letzten Jahren entdeckte „Sahara-Meer“, eine riesige unterirdische Wasserblase. Untersuchungen, die in den letzten Jahren durchgeführt wurden, ergaben, daß sich unter der trockenen Erdkruste der Sahara eine breite, undurchlässige Gesteinsschicht ausbreitet. Sie zieht sich vom südlichen Atlasgebirge her bis zum Zentrum der Sahara.

Unter dieser Schicht müssen sich im Laufe der Jahrtausende gewaltige Wassermengen gesammelt und ein regelrechtes unterirdisches Meer gebildet haben. Unter dieser undurchlässigen Erdformation verläuft außerdem eine Schicht, die aus porösen, 100 m dicken Sandsteinen besteht. Diese Schicht, die das Wasser wie ein Schwamm aufsaugt, reicht bis tief in die Wüste hinein und bildet ein riesiges Becken von 600 000 qkm Fläche, dessen Südrand erst in der Zentralsahara wieder nach oben kommt. Alle Regenmassen, die auf dem Südatlasgebirge niedergehen, fließen in diese Schüssel hinein und speichern sich in der Sandsteinschicht. Da die Deckschichten undurchlässig sind, hat sich dort ein gewaltiges Wasserbecken gebildet. Das Fassungsvermögen dieses Staubeckens, das sich bis über 1000 m in die Tiefe wölbt und so groß ist wie ganz Frankreich, enthält ungefähr 60 000 Milliarden Kubikmeter Süßwasser! Die Menge würde ausreichen, um die ganze Sahara in einen blühenden Garten zu verwandeln! Bereits mit den wenigen Bohrlöchern, die man bisher in die Tiefe hineintrief, konnten schon Hunderte von neuen Oasen geschaffen werden, wo bislang die trostlose Wüste regierte und gebleichte Gebirge gefallener Tiere und umgekommener Menschen grausige Wegweiser bildeten.

KHF

„Coffee-breaks“ immer beliebter

Arbeitspausen in den Kontors - in Nordamerika „Coffee-breaks“ genannt - werden in immer mehr Büros der Neuen Welt eingeführt. Eine von der National Office Management Association, einer maßgebenden Organisation, durchgeführte Befragung ergab, daß heute 91 v. H. der kanadischen und 79 v. H. der amerikanischen Firmen ihren Büroangestellten diese Arbeitspausen gewähren. In den meisten Fällen gibt es am Vormittag und am Nachmittag einen solchen „Coffee-break“, der sich jeweils über 15 Minuten erstreckt.

Während der Kaffee in diesen Arbeitspausen sowohl in den Vereinigten Staaten wie auch in Kanada das beliebteste Getränk ist, rangieren in den USA eisgekühlte, alkoholfreie Getränke an zweiter Stelle. In Kanada, das auch hier der britischen Tradition folgt, ist der Tee - nach dem Kaffee - das populärste Getränk. Der Durchschnittspreis des erfrischenden Getränks beträgt 10 Cents. Oft sind diese „refreshments“ gegen Münzeinwurf von Automaten oder in der Kantine, der „Cafeteria“ erhältlich. Während die Beliebtheit dieser „Coffee-breaks“ bei den Büroangestellten verständlicherweise sehr groß ist, war es bemerkenswert, daß auch die befragten Firmenleitungen diese „Pause“ für ihre Mitarbeiter aufrichtig begrüßten. Sie gilt gut für das „Betriebsklima“, die Stimmung im Unternehmen und stimuliert auch die Arbeitsleistung. Gemäß dem Bericht der National Office Management Association waren nur drei v. H. der befragten Unternehmen gegen den Brauch des „Coffee-break“ - eine winzige Minorität.

W. J.

Das Geheimnis der Echo Bay

In wenigen Wochen wird das nördlichste Bergwerk der Neuen Welt seine Tore schließen. Man hat Port Radium an der Echo Bay als historisches Bergwerk bezeichnet und es auch „die hell erleuchtete Oase der kanadischen Arktis“ genannt. Von hier, vom felsigen Ufer des Großen Bärenssees in den Northwest Territories kam das Uran für die ersten Atombomben. Und das kam so:

Im Jahre 1929 hatte der Prospector (Schatzsucher) Gilbert La Bine, ein unternehmungslustiger Kanadier, in der Arktis reiche Kobaltvorkommen entdeckt. Seine weiteren Nachforschungen ergaben, daß sich hier auch andere sehr wertvolle Erdschätze befanden. Doch vier Jahre vergingen, ehe La Bine die Geldmittel besaß, die es ihm ermöglichten, hier mit der Ausbeutung von Pechblende, die Radium und Uran enthielt, zu beginnen. So ergiebig waren La Bines Funde, daß der Preis eines Gramms Radium am Weltmarkt von 70 000 auf 20 000 Dollar fiel.

Der Ausbruch des Krieges führte natürlich zu dem Verlust der europäischen Märkte. Derart kam es im Jahre 1940 zur Schließung des La Bin'schen Bergwerkes. Doch oft kommt es erstens anders, als man zweitens denkt... Zwei Jahre später ordnete die kanadische Regierung die sofortige Wiedereröffnung von Port Radium an. Uran, das vormals bloß ein sehr unwichtiges Nebenprodukt gewesen war, besaß nun plötzlich eine enorme, strategische Bedeutung.

Im Jahre 1944 entschloß sich die kanadische Regierung auch, die Eldorado Bergwerksgesellschaft, die Port Radium besaß, zu kaufen. Obwohl nun immer öfter hohe amerikanische Offiziere in der Echo Bay auftauchten, wußten nur zwei Kanadier, daß das Uran von Port Radium zur Herstellung von Atombomben verwendet wurde - Ministerpräsident Mackenzie King und sein Munitionsminister Clarence D. Howe.

Gilbert La Bine aber war schon vor dem Verkauf des Bergwerkes zum reichen Manne geworden, hatte doch der Fund von Pechblende dazu geführt, daß die Aktien seiner Eldorado Mines Co. von acht Cents auf acht Dollar stiegen. Daß die Regierung für den Eldorado-Konzern 3 100 000 Dollar zahlte, sei nur nebenbei erwähnt.

Nun hat die fast restlose Ausbeutung der einst reichen Erzader von Port Radium das Ende des Bergwerkes mit sich gebracht. Mehr als 500 Bergleute hatten hier Beschäftigung und gute Bezahlung gefunden. Viele dieser „Miners“ waren Einwanderer aus Europa, denn das Leben in der Arktis lockt nicht zu viele Kanadier. Dazu kam, daß das Dasein hier recht eintönig war. Abgesehen davon lebten hier natürlich nur sehr wenige Angehörige des „schwächeren Geschlechtes“ - einige Bürokräfte, Lehrerinnen und Krankenpflegerinnen.

Doch Port Radium war stolz auf seine kleine, schmucke Schule; das noch kleinere Spital und die Filiale der Royal Bank, die sich - mit Recht - als „nördlichste Bank der westlichen Hemisphäre“ bezeichnete. Auch sie werden in Kürze ihre Pforten schließen.

Besucher von Port Radium - auch der Herzog von Edinburgh gehörte zu ihnen - waren stets überrascht, wenn sie hörten, daß die Häuser der im Bergwerk Beschäftigten von Eldorado Mines „gratis und umsonst“ mit Dampf geheizt wurden. Auch ein ganzes E-Werk gab es hier, ein Umstand, der Port Radium die Bezeichnung „Die hell erleuchtete Oase der kanadischen Arktis“ einbrachte...

Nun sind auch die Tage von Port Radium gezählt. Und bloß Geschichtsbücher werden kommenden Generationen künden, daß von hier das Uran kam, das zur Herstellung der Atombomben diente, die das ferne Hiroshima zerstörten.

Walter Jelen, Toronto



Die weltberühmte Heiratsschmiede von Gretna Green

Foto: Keystone

Das Geschäft mit der jungen Liebe

Die Heiratsepidemie, die unter der Jugend Europas grassiert, treibt immer mehr Minderjährige nach Schottland. Mittelalterliche Gesetze ermöglichen es dort, nach dreiwöchigem Aufenthalt ohne elterliche Genehmigung zum Standesamt zu gehen. Doch in der Bundesrepublik werden die Gretna-Green-Ehen nicht anerkannt.

Was der Braunschweiger Oberschüler Werner v. Hantelmann der 17jährigen Heidrun Hülsmann angetan hat, geht alle Mädchen an. Denn jeder Jungverliebten kann es geschehen, daß einer, der nicht warten gelernt hat, sagt: „Wir brauchen bloß die Fahrkarte nach Schottland. Dann können die Eltern uns nichts mehr anhaben! In Gretna Green werden wir nach drei Wochen getraut. Auch Jugendliche – dort fragen sie nicht nach dem Alter!“

Und wenn dann der Frühling so verführerisch duftet wie an jenem Aprilabend, als Werner und Heidrun ihre Flucht in das schottische Heiratsparadies mit Küssen und Umarmungen besiegelten, dann ist es womöglich um das junge Mädchen geschehen. Denn in jedem Falle zahlt es die Zeche.

Ausreißer-Ehen sind immer ein Unglück. Frau Hülsmann hatte es ihrer Tochter oft genug gesagt. Sie hätte auch nie geglaubt, daß das Mädchen den Verführungskünsten des gleichaltrigen Gymnasiasten erliegen würde. Denn es handelte sich ja doch nur um eine Kinderfreundschaft vom Spielplatz und der Volksschule her.

Gegensätze

Obwohl Mutter Hülsmann als Witwe ihre Einzige ohne Vater erziehen mußte, war das Mädchen ordentlich geraten. Als Sprechstundenhilfe genoß sie die Anerkennung ihres Chefs. Bei den Kolleginnen schätzte man ihre Kameradschaft und ihre herzliche, wenn auch ein wenig romantische Art.

Kein Wunder, daß auch Frau v. Hantelmann, die Besitzerin eines 2000 Morgen großen Rittergutes, Heidrun gern sah. Das brave Mädchen schien ihr einen wohlthuenden Einfluß auf Sohn Werner auszuüben. Und den konnte der Junge weiß Gott gebrauchen! Er hatte sich zu einem argen Luftkikus entwickelt und blieb in der Schule immer mehr zurück. Von Jahr zu Jahr bereitete er größere Sorgen.

Anders als Heidrun, war Werner der Tod seines Vaters schlecht bekommen. Frau v. Hantelmann mußte sich eingestehen, daß sie ihn faisch erzogen hatte. Viel zu nachsichtig, viel zu milde!

Als ihr Mann noch im letzten Kriegsjahr fiel, hatte sie alle Liebe an das Kind gehängt. Werner durfte alles. Werner bekam alles. Seine unverantwortliche Faulheit, gepaart mit Überheblichkeit gegenüber den Lehrern, hatte sie nicht nur immer verziehen, sondern noch prämiert. Keiner der Mitschüler durfte so schöne Auslandsreisen machen wie er. Keiner bekam so große Summen als Taschengeld, wie es diese Mutter ihrem abgöttisch geliebten Sohne zusteckte!

Zum Dank war der junge Herr Ostern das drittemal sitzengeblieben. Mit 17 Jahren hockte er in der Obertertia. Unter 14- und 15jährigen! Verließ sich der Junge nur auf sein reiches Erbe? Würde er das Gut bei solcher Charakterveranlagung überhaupt führen können? Oder würde er es verschleudern und vertun, was seine Mutter als Vermächtnis ihres Mannes gepflegt und erhalten hatte?

„Lern deine Vokabeln!“

Seitdem sich der Junge noch in eine dumme Betrugsgeschichte verwickelte, war Frau v. Hantelmann die Vormundschaft entzogen worden. Sie hatte erleben müssen, daß man Werner in die Kategorie der „gefährdeten Jugendlichen“ einreichte und seinen Onkel mit der Zwangsvormundschaft betraute.

Dieser sprach dann endlich das ernste Wortchen mit ihm, zu dem sich die Mutter nie hatte

auffragen können. Vor allem hatte er ihm klargemacht, daß der Gedanke an Heirat, mit dem der Junge neuerdings spielte, vor dem 21. Lebensjahr überhaupt nicht in Frage käme. „Lern deine Vokabeln oder such dir einen Beruf, aber sprich nicht vom Heiraten, bevor du etwas geworden bist!“ hatte er Werner unmißverständlich gesagt.

Die Antwort war die Flucht nach Schottland. Der 17jährige, der immer alles bekommen hatte, was er wünschte, wollte jetzt das Mädchen. Heiraten dünkte ihm einfacher als Arbeiten!

So wie er seinen Willen stets gegen den der Mutter gesetzt hatte, machte er es nun mit dem Vormund. „Drei Wochen Schottland“, hatte er der gutgläubigen Heidrun eingeredet, „und wir sind verheiratet. Dann pfeife ich auf die Schule, das Jugendamt und den Onkel. Dann bin ich großjährig, verlange mein Erbe und lasse mich von niemandem mehr etwas sagen. Das wird eine herrliche Zeit!“

Und das Mädchen war auf den Leim gegangen. Heidrun wußte nicht, daß sie belogen wurde. Daß sie nur mit zerstörtem Ruf, aber nicht verheiratet zurückkehren würde. Denn die deutschen Gesetze anerkennen eine im Ausland geschlossene Ehe nur dann, wenn die in der Bundesrepublik geltenden Bestimmungen gewahrt wurden. Die aber verlangen bei Minderjährigen das Einverständnis der Eltern oder die Genehmigung des Vormundschaftsrichters.

So kam es, wie es kommen mußte. Werners Vormund benachrichtigte Jugendamt und Gericht. Innerhalb weniger Tage war über den Tunichtgut die Fürsorgeerziehung verhängt. Gleichzeitig erwirkte der Vormund in Edinburgh eine gerichtliche Verfügung, welche die Hochzeit untersagt. Richter Wheatley verbot dem Minderjährigen, das von ihm verführte junge Mädchen in Gretna Green zu heiraten.

Ohne Happy-End

Dennoch wird dem Rittergutserben Werner von Hantelmann das schottische Abenteuer nicht zum Schicksal werden. Ein, zwei Jahre

im Erziehungsheim dürften ihn zur Besinnung bringen. Dann helfen ihm die Beziehungen seiner Familie weiter. Und schließlich wird man alles als eine Jugendtorheit ansehen, wie sie junge Leute begehen, bis sie sich die Hörner abgelaufen haben.

Ob Heidrun dagegen, das arme Mädchen aus der Mietskaserne, ohne schweren Schaden davonkommt, ist sehr fraglich. Möglicherweise zahlt es das vermeintliche Glück dieses Frühlings mit lebenslangem Unglück. Die Akten der Jugendämter sind angefüllt mit Berichten über das tragische Schicksal junger Mädchen, die ihr blindes Vertrauen bitter büßen mußten.

Niemand kann sagen, ob sich der jetzt so verliebte Werner seiner Jugendfreundin erinnert, wenn er erst erwachsen ist. Und noch unsicherer ist, ob Heidrun wirklich Ruhe und Zufriedenheit finden würde an der Seite eines Mannes seiner Art.

Gewiß aber hat sie für diese Liebesfahrt ohne Happy-End mit ihrem guten Ruf, ihrem beruflichen Fortkommen und dem Vertrauen ihrer Familie bezahlt. Womöglich wird sogar ein uneheliches Kind ihre Zukunft belasten oder ein seelischer Schock die traurige Folge sein.

Typischer Fall

Der Braunschweiger Fall steht nicht allein. Er hat nur mehr Aufmerksamkeit erregt als viele andere. Eine Untersuchung des Deutschen Kinderschutzbundes hat soeben nachgewiesen, daß die Verführung der Gretna-Green-Ehen von Jahr zu Jahr mehr Jugendliche verlockt!

Viele kommen gar nicht ans Ziel. Andere scheitern an der Drei-Wochen-Wartezeit, welche die schottischen Gesetze vor der Eheschließung verlangen. Denn die Preise im Heiratsparadies sind nicht eben billig. Gretna Green verdient gut an der jungen Liebe. Daher die traurige Häufung von Straftaten, die viele begehen, um die Hochzeit zu finanzieren.

Oft kommen unglückliche Eltern in den schottischen Grenzort, um ihre ausgerissenen Kinder zu suchen. Familienauseinandersetzungen gehören zum täglichen Programm im Café „Lovers' Leap“, dem Treffpunkt der jungen Paare. Sicherlich gibt es kein anderes Lokal in Europa, wo herzzerreißende Szenen so wenig Aufsehen erregen und Tränen so häufig sind. Früher einmal war die Besonderheit der traditionellen schottischen Heiratsgesetze eine britische Angelegenheit. Heute dagegen, wo es praktisch keine Reisebeschränkungen mehr gibt, kommen nach Gretna Green und ähnlichen Heiratszentren mehr ausländische als englische Paare. Die Vorstellung, mit Hilfe einer Ferienreise ans Ziel unerlaubter Heiratswünsche zu gelangen und den Widerstand der Eltern auf diese Weise zu brechen, spukt in zahllosen jungen Köpfen.

Der Präsident des Deutschen Kinderschutzbundes, Professor Lejeune, hält sie für eine öffentliche Gefahr. „Wir dürfen nicht länger mit ansehen, daß ahnungslose Teenager in ein Unglück rennen, das ihnen vielleicht ihr Leben lang anhängt!“ sagt er. Er verlangt von den britischen Behörden, die schottischen Standesämter für ausländische Jugendliche zu sperren.

„Macht Schluß mit der Verführung von Gretna Green!“ mahnt Lejeune in einem eindringlichen Appell, der demnächst auch den deutschen Bundestag beschäftigen wird.

W.

Ballade vom Soldaten

Dieser russische Film, der nicht nur bei den Filmfestspielen in Cannes Aufsehen erregt hat, knüpft an die beste russische Filmtradition an. Nach „Wenn die Kraniche ziehen“ ein weiteres Beispiel dafür, daß das Filmschaffen in der Sowjetunion sich aus seiner jahrzehntelangen Erstarrung löst. Frei von Tendenz wird hier das Leben eines Soldaten gezeigt, der fast nur zufällig Russe ist. Auf der Anklagebank steht der Krieg. (Fotos: Mosfilm/DFH)

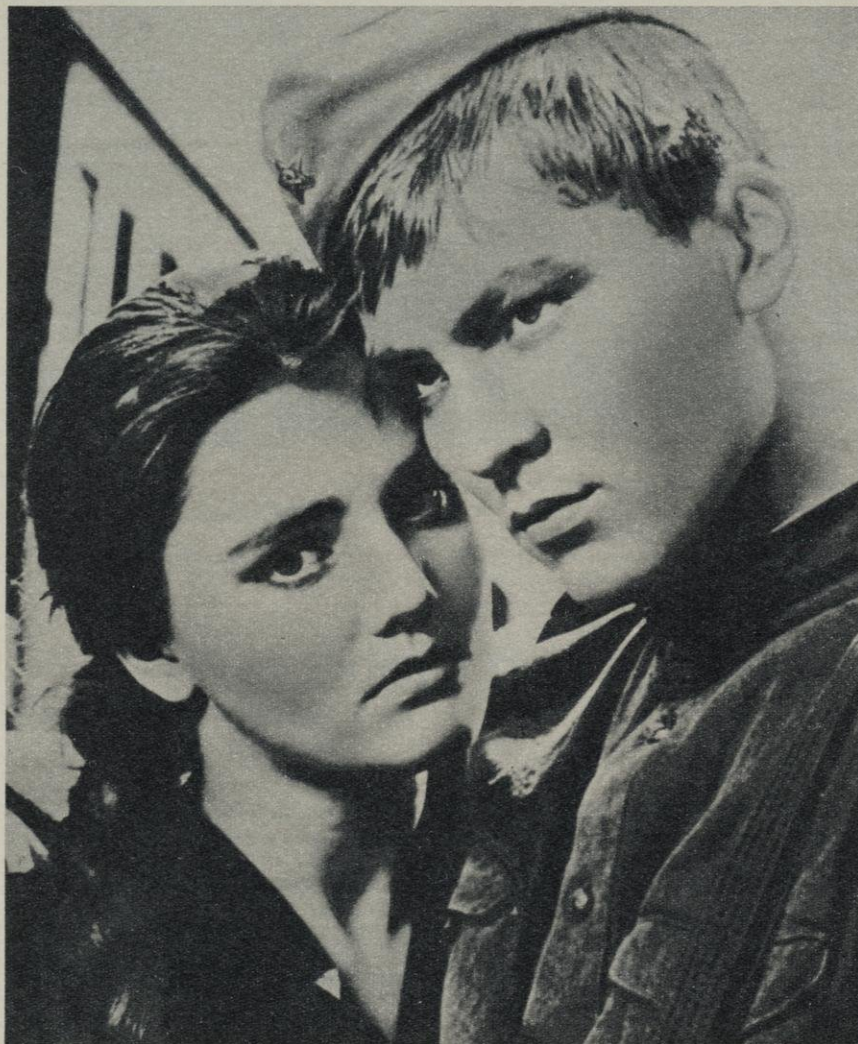
Der Geschützdonner war minutenlang verstummt. Tödliche Stille herrschte. Feindliche Panzer näherten sich dem Schützengraben. Deutlich konnte Aljoscha, der junge Soldat, sie erkennen – einen, zwei, jetzt waren es fünf... Angst ergriff ihn. Durfte er seinen Beobachtungsposten verlassen? Niemand war in der Nähe, der einen solchen Befehl erteilen konnte...

An das, was dann folgte, konnte sich Aljoscha später nur noch undeutlich erinnern. An den Jubel seiner Kameraden, an die lobenden Worte des Generals, der ihm eine Auszeichnung dafür versprach, daß er, Aljoscha, allein zwei feindliche Panzer abgeschossen hatte. Eigentlich hatte er es mit dem Mut der Verzweiflung, der Todesangst, getan... Und statt einer Auszeichnung erbat er sich dafür einen Sonderurlaub, um für zwei oder drei Tage heimzufahren, zu seiner Mutter, die allein lebte und die ihn dringend brauchte, um das Dach ihres Hauses zu reparieren.

Aljoscha erhielt Urlaub, nicht nur für einen Tag, sondern für eine ganze Woche. Der Soldat verließ die Front und machte sich auf die Reise zu seinem Heimatdorf. Ein Armeemantel und sein Tornister waren sein einziges Gepäck – wenn man die vielen Grüße nicht zählte, die ihm seine Kameraden auf den Weg in die Heimat mitgegeben hatten, und die vielen Botschaften der Liebe und der Hoffnung auf ein Wiedersehen, die er ausrichten sollte. Und sogar ein paar kleine Geschenke hatten ihm Kameraden mitgegeben, deren Angehörige in der Nähe von Aljoschas Heimatdorf wohnten. Eines dieser Geschenke war ein Kuchen aus Seife, den ein humorvoller Sergeant seiner geliebten Frau schickte.

Aljoschas Reise führte ihn durch Städte und Dörfer, die der Krieg zerstört hatte. Und es begegneten ihm die unterschiedlichsten Menschen, starke und schwache, gute und schlechte. Viele halfen ihm, schneller ans Ziel zu kommen, und er selbst half auch, wo er konnte. Einige merkwürdige Erlebnisse hatte er unterwegs...

Da war der aus dem Heer entlassene Soldat, der ihn auf einer kleinen Bahnstation bat, auf sein Gepäck zu achten. Als der Mann sich entfernte, sah Aljoscha, daß er nur ein Bein hatte. Schwerfällig humpelte er davon. Es dauerte lange Zeit, ohne daß er zurückkam. Da sah Aljoscha ihn stehen, nahe bei einem Telegraphenmast, ins Leere starrend. Aljoscha ging zu ihm und erinnerte ihn an seine Sachen. Der Fremde herrschte ihn an, er wünsche allein gelassen zu werden, und er wolle niemanden sehen und nirgends hingehen. Denn er sei ein Krüppel, und er wisse genau, daß seine hübsche junge Frau nichts mehr von ihm wissen wollte. Aljoscha fand nicht die richtigen Worte, aber eine fremde junge Frau, die



alles gehört hatte, sprach das aus, was auch Aljoscha dachte: „Oh, wie gemein es ist, so schlecht von allen Frauen zu denken...“ und sie weinte bitterlich. Aljoscha und der Krüppel betrachteten sie schweigend, dann stiegen sie gemeinsam in den Zug. Im Morgengrauen erreichten sie die kleine Station, bis zu der der Fremde fahren wollte.

Sie konnten nicht sehen, daß sich dessen junge Frau ungeduldig ihren Weg durch die wartende Menge bahnte – dann war sie neben den beiden, sie erkannte ihren Mann, sie fielen sich in die Arme, sagten kein Wort. Aljoscha schlich sich unbemerkt davon, denn er spürte, daß diese beiden Menschen nun allein gelassen werden mußten. Er blickte sich noch einmal um, sah die beiden, wie sie sich lachend und glücklich ansahen, wie die Frau ihren Arm in den ihres Mannes schob, seinen Koffer trug, wie sie ihres Weges gingen...

Später hatte Aljoscha ein anderes ungewöhnliches Erlebnis. Das Mädchen hieß Schura, aber das erfuhr er erst später. Er traf sie in einem Güterwagen. Sie schrie auf, als sie den jungen Soldaten sah, drohte, sie würde aus dem Zug springen, wenn er sich neben sie setzte. Dann warf sie das Bündel, das ihr Ge-

päck war, aus dem Wagen. Zuerst war Aljoscha gekränkt, dann aber sah er, daß sie noch sehr jung und töricht sein mußte, wenn sie auch behauptete, einen Freund zu haben, der Leutnant wäre. Aber dann beruhigte sie sich. Aljoscha bot ihr etwas von seinem Proviant an, und er lief über den ganzen Bahnsteig, um für sie heißes Wasser zum Tee zu bekommen. Sie sah im Verlauf der Fahrt ein, daß sie sich sehr dumm benommen hatte, als sie ihr Bündel warf. Und sie sah ihn nicht mehr ängstlich an, sondern liebevoll, und auch er fand sie nicht mehr so albern und töricht wie zuerst.

An einer anderen Station, als Aljoscha ausgestiegen war, fuhr ihm der Zug davon. Er folgte auf einem Lastwagen, dann mit einem anderen Zug, dann wieder mit einem anderen, immer in der Angst, das Mädchen Schura für immer aus den Augen verloren zu haben. Und er würde sie nicht eingeholt haben, wenn sie sich nicht selbst dazu entschlossen hätte, auf den jungen Soldaten zu warten. Und dann kam der Augenblick, als die beiden glücklich wieder vereinten jungen Menschen sich aufmachten, um der Frau des Sergeanten den Kuchen aus Seife zu bringen...

Sie mußten geraume Zeit warten, bis die Tür geöffnet wurde, bis eine krampfhaft lächelnde

Frau erschien, aber sie forderte sie nicht auf, einzutreten. Dann sah Aljoscha durch den Türspalt, daß ein Männerjackett über der Stuhllehne hing, daß ein Zigarettenrest auf dem Tisch lag, daß zwei Männerschuhe mitten im Zimmer standen... Aljoscha trat einen Schritt näher, legte den Kuchen aus Seife auf den Tisch, ergriff Schuras Hand und ging schnell mit dem Mädchen wieder fort. Aber als er wieder auf der Straße war, trieb ihn irgend etwas noch einmal zurück. Er lief die Treppen hinauf, drang in das Zimmer ein, nahm den Seifenkuchen und lief wieder fort. Später schenkte er diesen dem alten kränklichen Vater des Sergeanten, der nicht mehr mit seiner Schwiegertochter zusammen lebte, sondern sich sein Zuhause im Schulhaus, bei seinen Schulkindern, eingerichtet hatte.

Und dann kam der Tag, an dem Schura und Aljoscha sich schweren Herzens trennen mußten. Sein Urlaub war fast vorüber, und noch immer war er nicht bei seiner Mutter. Nur noch wenige Minuten blieben ihnen bis zur Abfahrt des Zuges, als Schura ihm gestand, daß sie gar keinen Freund besäße, der Leutnant war – aber der Junge, dessen Augen bei diesen Worten glücklich aufleuchteten, war nicht geistesgegenwärtig genug, dem Mädchen noch seine Feldpostanschrift nachzurufen, als der Zug schon aus der Halle fuhr. Aber noch lange erkannte er das Taschentuch, mit dem Schura ihm aus der Ferne zuwinkte...

Und so ging der Soldat weiter seines Weges. Er hatte einem Mann in seiner Herzensnot geholfen und seine Freude geteilt, das Leben einer Frau gerettet, als eine Brücke gesprengt wurde, verlassenen Kindern zu essen gegeben und den Schwachen beigestanden. Und er hatte immer an das Glück und die Sicherheit der andern gedacht.

Und diese Reise in die Heimat hatte ihm vielleicht sogar die Liebe gebracht, die den Rest seines Lebens überstrahlen würde. Seine Mutter arbeitete auf dem Feld, als sie erfuhr, daß ihr Sohn auf dem Weg zu ihr sei. Sie rannte so schnell sie nur konnte und dachte an nichts anderes mehr, weder an ihre kranken Füße noch an ihr Alter. Nur wenige Minuten blieben Aljoscha noch. Sehnsüchtig hielt er nach seiner Mutter Ausschau. Der Lastwagen, mit dem er weiterreisen mußte, würde gleich abfahren. Da erkannte er ihre Stimme: „Aljoscha!“ Er sprang vom Wagen, lag für einige Augenblicke selig in den Armen seiner Mutter, die vor Glück weinte. „Komm ins Haus, Aljoscha“, bat sie „und ruh dich etwas aus...“

Doch er mußte sich losreißen, zurückkehren in den Wagen, der sich schon in Bewegung setzte. Eine Rauchwolke entzog Aljoscha den Blicken seiner weinenden Mutter.

Und es war wieder alles so still ringsum, so still wie die Erde, die in sich schon mehr als nur einen Soldaten begraben hatte. Aljoschas Mutter aber steht immer noch am Straßenrand, wartend – so wie sie warten wird, bis er heimkehrt zu ihr, denn er ist ihr Sohn...

Aljoscha kehrte niemals heim. Seine Kameraden begruben ihn in einem fernen Dorf. Aber im Herzen seiner Mutter lebt er weiter, und in ihre Trauer mischt sich Stolz, wenn sie an ihn denkt. Denn er war ein guter Sohn.

Was leistet er? Was hält die Jugend von ihm?

Seit etwa vierzig Jahren gibt es den Rundfunk. Im letzten Jahrzehnt ist zum Hörfunk der Sehfunk gekommen, und die Wirkung auf die Menschen ist noch stärker geworden. Was kommt dabei heraus, Gutes oder Unheil? Die Meinungen darüber stehen hart gegeneinander. Männer wie Jean Cocteau, Max Picard, haben den Funk in Acht und Bann getan, ihn als den gefährlichsten Verderber bezeichnet. Andere behandeln ihn als nebensächlich. Erst in der jüngeren Zeit mehrten sich die Versuche, klarzustellen was ist, die Möglichkeiten, Grenzen, Leistungen, nüchtern und ohne Voreingenommenheit zu erforschen und zu beschreiben. In einer Untersuchung E. Kurt Fischers, die von der Arbeitsgemeinschaft Deutscher Lehrerverbände vorgelegt wird, geht es um die Frage, was der Funk als Volksbildner leistet. Fischer gibt einen historischen Rückblick auf die Entwicklung dieser Arbeit, sagt, was die einzelnen Rundfunkanstalten tun und versucht den Bildungswert aller Sendungen, der unterhaltenden, der informierenden, musikalischen und der ausgesprochen bildenden herauszuarbeiten. Einen nicht geringen Teil seiner Arbeit widmet er der Jugendbildungsarbeit des Funks, die den Schulfunk und den Jugendfunk umfaßt.

Hier sind einige Versuche, die in Bremen, Hamburg und Berlin gemacht wurden, interessant, weil sie darauf hinzielen, den Funk aus der Kalamität herauszuhelfen, daß er nie einen Gegenüber hat. Der Lehrer, der vor einer Klasse steht, der Volksbildner, der vor einem Auditorium spricht, hat die Menschen, an die er sich wendet, unmittelbar vor sich. Er kann ihre Teilnahme, ihre Reaktionen beobachten, sie können Fragen stellen, Einwände machen und das Gespräch kann Klärungen bringen. Der Funk spricht zu einem Publikum, das nicht antworten kann, und die Hörerbriefe und -anrufe sind nur ein kümmerlicher Ersatz dessen. Und gerade beim Jugendfunk, der vornehmlich bilden, Lebenshilfen geben will, ist es so wichtig, zu wissen, ob und wie das, was aus

dem Lautsprecher tönt, auf der Bildschiene erscheint, bei der Jugend ankommt.

In Bremen hat man den Versuch gemacht, die Jugend zur Mitarbeit bei der Programmgestaltung heranzuziehen. Man hat Neigungsgruppen für Hörspiel, Zeitgeschehen, ernste Musik, Jazz und andere Programmsparten gebildet und sie beauftragt, zusammen mit Funkleuten Programme zu entwerfen. Aus dem Vergleich dieser Programme mit den gesendeten wollte man erfahren, ob man auf dem richtigen Wege war. Der Versuch ist mißlungen. Er mußte mißlingen, weil hier die Jugend überfordert wurde. Wenn sie das könnte, was da verlangt wurde, brauchte sie nicht mehr gebildet zu werden, dann wäre sie es bereits. Es ist noch immer die Sache der Erwachsenengeneration gewesen, Bildungswerte und Bildungstoffe zu bestimmen. Sie muß den Mut haben, mit dem, was sie für wert hält, weitergegeben zu werden, vor die Jugend zu treten und mit ihr das Ringen um ihre Teilnahme, ihre Zustimmung aufzunehmen.

Der Versuch des Norddeutschen Rundfunks unter dem Titel „Abend für junge Hörer“ hatte ein bemerkenswertes Ergebnis. Der Jugendfunkleiter, Wolfgang Jäger, faßte es so zusammen: „Der junge Mensch von heute interessiert sich für die ganze Welt und ihre Probleme, nur an den Problemen der Jugend ist sein Interesse begrenzt.“ Ist das nicht im Grunde eine uralte Erfahrung? Haben nicht zu allen Zeiten die Heranwachsenden auf die Großen, auf ihr Tun und ihre Sorgen geschaut? Um den jungen Hörer zu aktivieren, hat man ihn in den Sendesaal geholt und Probleme im Gespräch mit ihm angepackt. Die draußen an den Lautsprechern saßen, wurden aufgefordert, Einwände, Fragen, in die Sendung hineinzutelefonieren und wenn sie nicht zu weit weg wohnten, wurden sie in Wagen des Funkhauses herangeholt und konnten dann im Sendesaal mitmachen. Der Weg, der hier beschritten wurde, dürfte nachahmenswert sein. In dem Abschnitt „Volksbildung durch das

Fernsehen“ geht Fischer im besonderen auf das Thema Kind und Fernsehen ein. Aus dem Fernseh-Code für die Hand des Erziehers, den die „Unda“ eine Vereinigung von katholischen Pädagogen und Seelsorgern herausgegeben hat, werden folgende bemerkenswerte Sätze zitiert: „Die Vermittlerrolle wird nur dann loyal zu erfüllen sein, wenn der Bildschirm durch die Qualität seiner Vergewärtigung die Wißbegierde und die Entdeckerfreude anregt und wenn er im Menschen die Lust der Selbstbetätigung im Rahmen der gesamten Wirklichkeit erweckt und immer wieder anstachelt.“ Das sollten Programmgestalter beherzigen.

Beim Hörfunk kann in der Familie der eine zuhören, der andere nur mit halbem Ohr oder gar nicht dabei sein. Beim Fernsehen ist das anders. Hier sind Erwachsene, Jugendliche, Kinder – von späteren Abendsendungen abgesehen – in der Regel gemeinsam Erlebende. Das erhöht die Verantwortung der Programmgestalter. Das führt aber auch zu der Überlegung, ob nicht auch das Fernsehprogramm nach Alter und Interessengebieten gegliedert werden sollte. Was die Jugend bevorzugt, haben verschiedene Untersuchungen geklärt: Bewegte Handlungsvorgänge, Abenteuerliches, Seltsames, Ungewöhnliches, Merkwürdiges.

Wie weit soll man den Wünschen, die auf fesselnde, also das Interesse ohne Anstrengung festhaltende Darbietungen hingehen, nachgeben? Werden nicht eben durch das gebannte Hinsehen und Aufnehmen die Kräfte der Selbsttätigkeit ausgeschaltet und erschläft? Wie kann man die Aufmerksamkeit junger Menschen gewinnen und trotzdem die aktiven Kräfte – etwa durch Herausforderung zum Widerspruch, durch Anregungen zum Handeln – wecken und stärken? Das wird immer eine Kardinalfrage für den gesamten Jugendfunk sein, und Fischers Bericht zeigt, daß sie gesehen und angegriffen wird.

Cato

Feiner Kerl

Haben Sie sich etwa vor dem schwarzen Ungeheuer gefürchtet, das in dem Edgar-Wallace-Film „Der Rächer“ auftauchte?

Nur keine Angst! Privat ist Al Hoosman, so heißt nämlich der dunkelhäutige Riese, ein ganz prächtiger Mensch. Der ehemalige Preisboxer ist hauptberuflich „Vater“ von unzähligen Kindern. Er betreut nämlich die unehehlichen Kinder amerikanischer Besatzungssoldaten, für die er bei München ein Heim geschaffen hat.

Konkurrenzlos

Die Kinobesitzer der Südafrikanischen Union brauchen sich nicht vor der Konkurrenz des Fernsehens zu fürchten. Die Regierung war nämlich einmütig gegen die Einführung des Fernsehens.

Schlimmer geht's nimmer

Die Freiwillige Selbstkontrolle gab einen amerikanischen Film über siamesische Zwillinge nicht frei. Das wird verständlich, wenn man schon den Titel hört: „Siamesische Zwillinge – ihre Liebe und Sünde!“

Gute Erfindung

Oft gelang es Jugendlichen unter 16 Jahren, sich in verbotene Filme zu schmuggeln. Den Kontrollpersonen fiel die Kontrolle nämlich zu schwer, weil es bis 16 Jahre keine Ausweispflicht gibt. Deshalb gibt man jetzt in NRW Jugendausweise heraus, die Jugendliche bei Kinobesuchen stets bei sich haben sollen. Tja, jetzt gibt es kein Schwindeln mehr.

Kinderfreund

Tony Curtis, der als Kind armer, ungarischer Einwanderer in den Slums von New York groß geworden ist, hat seine harte Kindheit nicht vergessen. So tut er viel, um den vom Schicksal vernachlässigten Kindern zu helfen. Vor kurzem stellte er seine Villa in Italien einem Waisenhaus zur Verfügung. Bravo, Tony!

Selbst ist der Mann

Das „Enfant terrible“ des deutschen Films, der Stuttgarter Arzt Dr. Domnick dreht nach „Jonas“ nun sein zweites großes Filmwerk. Dieser Film heißt „Gino“ und behandelt die verschmähte Liebe einer reifen Frau zu einem sechzehnjährigen Steinbrucharbeiter. Dr. Domnick ist sein eigener Produzent, Drehbuchautor, Regisseur und Cutter.

Ein Mann mit Rückgrat

Der Negerstar Sidney Poitier, der den silbernen Bären der Stadt Berlin für seine Rolle in dem Film „Flucht in Ketten“ bekam und der eine Hauptrolle in „Porgy and Bess“ spielt, erklärte seinen Erfolg folgendermaßen: „Ich bin erfolgreich, weil ich es mir einfach nicht leisten kann ein schlechter Schauspieler zu sein. Wenn ich mich blamiere, mache ich gleichzeitig die ganze schwarze Rasse lächerlich.“

Nur keine Angst

Auf die Frage eines englischen Reporters, wie lange sich der Film neben seiner Konkurrenz, dem Fernsehen behaupten könne, meinte Regisseur Otto Preminger: „Ein erstzunehmender Film wird immer volle Kassen bringen. Sehen Sie, vor etwa dreißig Jahren, als das Radio aufkam, glaubten die Theater- und Zeitungsleute an ihren Ruin, aber wie anders ist es gekommen.“

Reklame muß sein

Das dachte auch die Bavaria-Filmgesellschaft. Sie brachte eine Serie von 16 Streichholzsachteln, beklebt mit 16 Motiven aus neuen Bavariafilmen unters Volk, d. h. in jeder größeren Stadt der Bundesrepublik wurden bestimmte Mengen dieser Serie verteilt. Ob diese Idee wohl den erhofften Erfolg bringt?

H. P.

Zorniges Schweigen

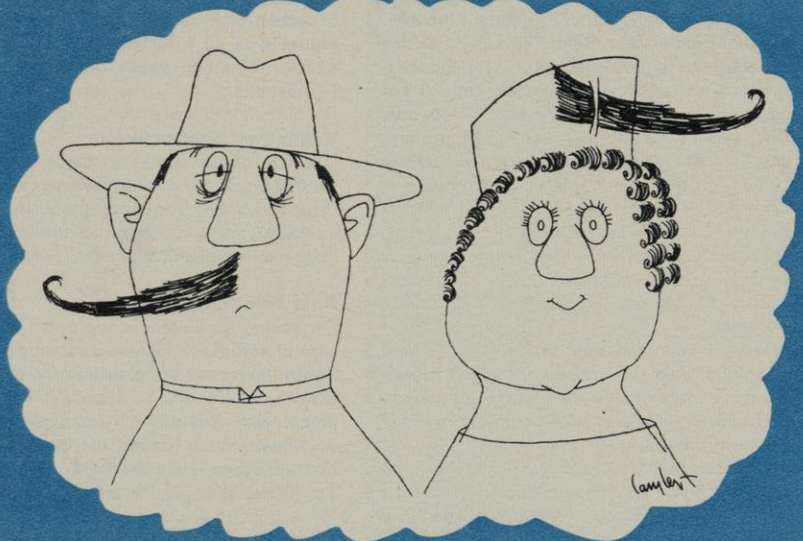
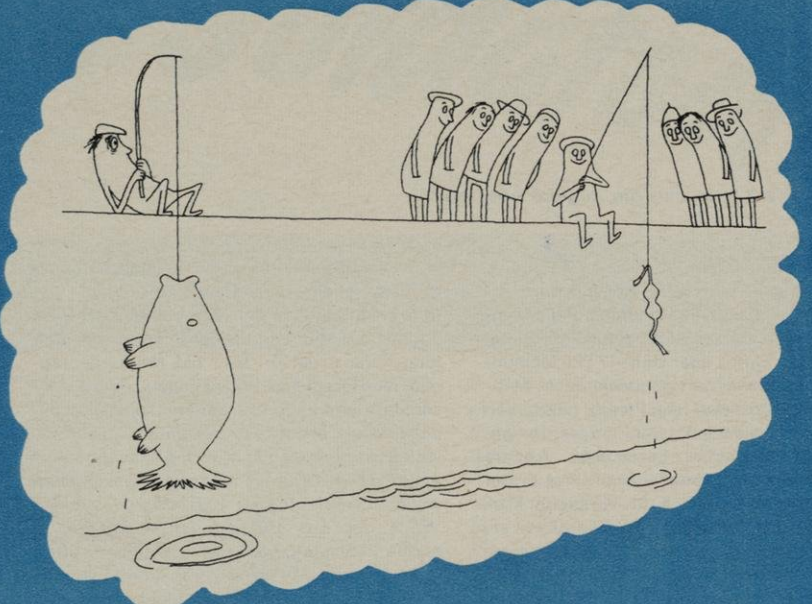
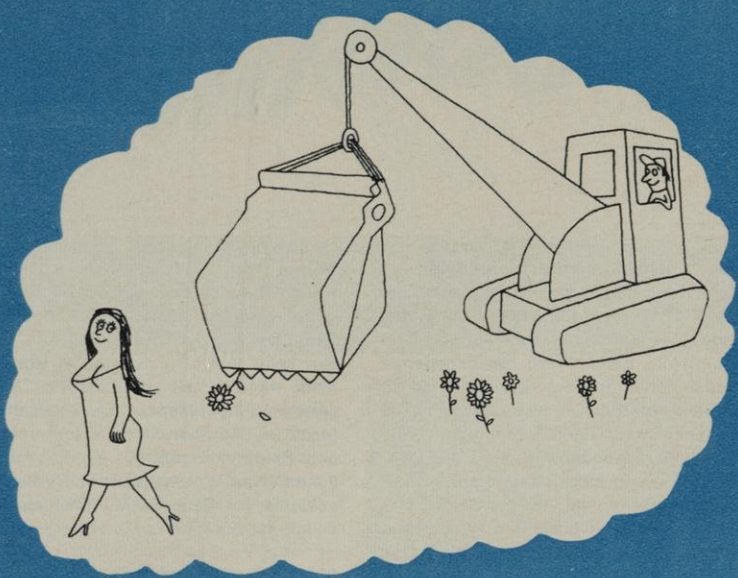
Dieser Film, beste Schule des englischen Realismus verratend, mit dem Preis der Internationalen Vereinigung der Filmkritiker ausgezeichnet, spielt in einem Betrieb, in dem ein wilder Streik ausbricht. Ein Agent, von dem man nicht erfährt, welcher Richtung er angehört, hat die Drähte gezogen. Es wird nicht ganz klar, weshalb gestreikt wird. Die Belegschaft wird in einer Betriebsversammlung überfahren. Einige Gewerkschafter wenden sich gegen den Streik. Unter dem Terror, der nun gegen sie einsetzt, bröckeln die meisten ab, so daß schließlich nur ein einziger Gewerkschafter übrigbleibt, der halb aus Trotz, halb aus Notlage, weil seine Frau das dritte Kind bekommt, sich gegen seine verhetzten Kollegen stellt. Streikbrecher? Nein. Er ist Gewerkschafter, und seine Gewerkschaft hat den Streik nicht gebilligt. Ihn macht man mit Hilfe einiger junger Rowdies schließlich fertig. Man sticht ihm ein Auge aus. Dieser Vorfall bringt seine Kollegen zur Besinnung. Der wilde Streik zerbricht. Der Agent fährt ab.

Das Spiel der Schauspieler, besonders der Hauptdarsteller, Pier Angeli als Frau des „Streikbrechers“ und Richard Attenborough als gehetzter Mensch, ist gut. Trotzdem wird man nicht froh, denn die Handlung ist zu einseitig konstruiert und wirkt fast verlogen. Schade.

Pier Angeli und Richard Attenborough in „Zorniges Schweigen“



Hadobu



CANZLER SIHT:
 das ewig liebe
 Weibliche

